

Bertrand Russell

F.R.S

**GRUNDLAGEN FÜR EINE
SOZIALE
UMGESTALTUNG**

INS DEUTSCHE ÜBERTRAGEN

VON

MARGARETHE HETHEY

DMV – 1921

DREI MASKEN VERLAG MÜNCHEN

Dieses Buch erschien in England November 1916 unter dem Titel: „Principles of Social Reconstruction“ und erlebte Februar 1920 die 6. Auflage.

Sein Verfasser, Hon. Bertrand Russell, Professor an der Universität Cambridge, gehört zu den bedeutendsten Philosophen und Mathematikern Englands. Deutscher Philosophie widmete er einige größere Arbeiten. Während des Krieges wurde er wegen Friedenspropaganda seines Amtes enthoben, - und eine große Zahl seiner Schüler verweigerte Kriegsdienste und büßte deswegen im Gefängnis.

Das Erlebnis des Krieges läßt diesen klar und tief denkenden Mann Mittel suchen, durch die Kriege fernerhin verhindert werden könnten. Er findet die einzige Möglichkeit in einer gänzlichen Umgestaltung der sozialen Verhältnisse in den europäischen Ländern. So hat dieses Buch für Deutschland gleiches Interesse wie für England.

Mögen auch hier diese Gedanken ein neues Europa, glücklicher als das heutige, vorbereiten helfen!

M.H.

GRUNDLAGEN FÜR EINE SOZIALE UMGESTALTUNG

Le souffle, le rythme, la vraie f(?)orce populaire manqua à la réaction. Elle eut les rois, les trésors, les armées; elle écrasa les peuples, mais elle resta muette. Elle tua en silence;F elle neput parler qu'avec le canon sur ses horrible champs die bataille Tuer quinze millions d'hommes par la faim et l'épée, à la bonne heure, cela se peut. Mais faire un petit chant, un air aimé de tous, viola ce que nulle machination ne donnera ... Don réservé, béni ... ce chant peut-être à l'aube jaillira d'un cœur simple, ou l'alouette le trouvera en montant au soleil, de son sillon d'avril.

Michelet

INHALT

	Seite
Vorwort des Verfassers	1
I Das Prinzip der Entwicklung	
II Der Staat	
III Krieg als Institution	
IV Besitz	
V Erziehung	
VI Ehe und Bevölkerungsfrage	
VII Religion und die Kirchen	
VIII Was wir tun können	

VORWORT

Die folgenden Vorlesungen wurden 1915 geschrieben und Anfang 1916 gehalten. Ich hatte gehofft, sie gründlich umarbeiten zu können und sie ihrem Thema besser anzupassen. Jedoch andere Arbeit, die dringender erschien, kam dazwischen, und die Aussicht auf eine Gelegenheit zu ruhiger Überarbeitung ist in die Ferne gerückt.

Ich habe die Absicht, eine politische Philosophie aufzustellen, die auf der Überzeugung basiert, daß der triebhafte Impuls größeren Einfluß auf die Formung des Menschenlebens hat als der bewußte Zweck. Man kann fast alle Impulse in zwei Gruppen einteilen, in possessive und kreative, in Impulse, die darauf hinzielen, etwas zu erwerben oder zu bewahren – was beides nicht voneinander zu trennen ist – und in solche, die der Welt Werte schenken, wie Wissen, Kunst und Güte, Dinge, die nicht persönliches Besitztum eines Menschen sein können. Als das beste Leben erscheint mir ein solches, das am meisten aus schöpferischen Impulsen aufgebaut ist, und als das schlechteste ein Leben, das am meisten durch Liebe zum Besitz beeinflußt wird. Die politischen Institutionen haben großen Einfluß auf die menschlichen Veranlagungen, und man sollte von ihnen verlangen, daß sie die schöpferische Tätigkeit auf Kosten der Liebe zum Besitz fördern. Staat, Krieg und persönliches Eigentum sind die hauptsächlichsten politischen Verkörperungen der possessiven Impulse. Erziehung, Ehe und Religion sollten die kreativen Impulse verkörpern, was sie gegenwärtig nur sehr unvollkommen tun. Die Förderung schöpferischer Tätigkeit muß die Hauptaufgabe jeder Reform sein, in der Politik wie auch im Wirtschaftsleben. Diese Überzeugung hat mich zum Schreiben nachstehender Vorlesungen veranlaßt.

September 1916

DAS PRINZIP DER ENTWICKLUNG

Bei allen, die für neue Eindrücke und Gedanken empfänglich sind, hat der Krieg irgendeine Umgestaltung ihrer bisherigen Überzeugungen und Hoffnungen bewirkt. Welcher Art diese Umgestaltungen gewesen ist, war im einzelnen Falle von Charakter und Umständen abhängig; aber in dieser Form oder jener, stattgefunden hat sie überall. Für mich war die wichtigste Lehre des Krieges, daß ich die Quellen des menschlichen Handelns erkannte, daß ich sah, wo diese Quellen sind und wie wir uns berechtigterweise ihre Weiterentwicklung vorstellen können. Ist diese Erkenntnis richtig, so glaube ich, daß sie der politischen Philosophie eine Grundlage bietet, die in kritischer Zeit sicherer standhalten wird, als es die Philosophie des traditionellen Liberalismus getan hat. Von den folgenden Vorlesungen befaßt sich zwar nur eine einzige mit dem Kriege, und doch sind auch alle anderen beeinflußt durch eine Erkenntnis der Quellen des menschlichen Handelns, die mir durch den Krieg erschlossen wurde. Und alle sind sie von der Hoffnung beseelt, in Europa politische Einrichtungen entstehen zu sehen, die die Menschen zu Kriegsgegner machen, einer Hoffnung, die ich für durchaus erfüllbar halte, wenn auch nicht ohne eine allgemeine und fundamentale Umgestaltung des wirtschaftlichen und sozialen Lebens.

Für einen Menschen, der nicht die Überzeugungen und Leidenschaften teilt, die den Krieg notwendig erscheinen lassen, wird eine Vereinsamung, eine kaum erträgliche Trennung von dem Tun der übrigen unvermeidlich. Wenn das grenzenlose Unglück unser Mitleid in höchstem Grade erregt, erzwingt gleichzeitig dieses Mitleid ein Fernhalten von dem Trieb der Selbstvernichtung, der Europa überflutet. Das hilflose Verlangen, die Menschen vor dem Untergang zu erretten, dem sie entgegeneilen, macht es notwendig, daß wir uns dem Strom entgegenstellen, daß wir Feindschaft erwecken, uns für gefühllos halten zu lassen, und daß wir für den Augenblick die Macht siegreicher Überzeugung verlieren. Es ist nicht möglich, daß wir andere daran verhindern, feindselig gegen uns zu empfinden, aber es ist wohl möglich, eine zurückwirkende Feindschaft unsererseits durch einführendes Verständnis und durch die daraus hervorgehende Sympathie zu vermeiden. Und ohne Verständnis und Sympathie ist es unmöglich ein Heilmittel gegen für das Leiden zu finden, an dem die Welt krankt.

Es gibt zwei Anschauungen über den Krieg, die mir beide nicht zutreffend erscheinen. Die gewöhnliche Ansicht hierzulande ist die, daß er durch die Bösartigkeit der Deutschen verursacht wurde; die meisten Pazifisten geben den diplomatischen Verwicklungen und dem Ehrgeiz der Regierungen die Schuld. Mir scheint es jedoch, daß diese beiden Anschauungen nicht erkennen lassen, in wie weitem Maße der Krieg aus der allgemeinen menschlichen Veranlagung erwächst. Die Deutschen sind, ebenso wie die Männer, die die Regierungen bilden, Menschen wie alle anderen, haben die gleichen Leidenschaften und unterscheiden sich kaum durch etwas anderes als durch äußere Dinge von der übrigen Welt. Der Krieg jedoch wird von Menschen, die weder Deutsche noch Diplomaten sind, mit einer Bereitwilligkeit anerkannt und mit einer Beipflichtung zu unwahren und unzulänglichen

Begründungen, wie es nicht möglich wäre, wenn ein tiefer Widerwille gegen den Krieg in den übrigen Nationen oder Gesellschaftsklassen allgemein verbreitet wäre. Die unwahren Dinge, welche die Menschen glauben, und die wahren Dinge, welche sie nicht glauben, sind ein Hinweis auf ihre Impulse – nicht notwendigerweise stets auf die individuellen Impulse (denn Glaube ist ansteckend), sondern auf die allgemeinen Impulse der Gesellschaft. Wir alle glauben vieles, was wir kaum begründen können; denn unsere Natur drängt unbewußt zu gewissen Handlungen, die durch jenen Glauben, wäre er begründet, zu vernünftigen gemacht würden. Unbegründeter Glaube ist die Huldigung, die der Impuls der Vernunft zollt; und so steht es auch mit dem Glauben, der, entgegengesetzt und doch der gleiche hier wie in Deutschland, die Menschen glauben läßt, es sei ihre Pflicht, den Krieg weiterzuführen.

Sieht man die Sache von dieser Seite, so drängt sich als erstes der Gedanke auf, es sei besser, wenn die Menschen mehr von Vernunft beherrscht würden. Denen, die erkennen, daß der Krieg unvermeidlich grenzenloses Leid für alle Kämpfenden bringen muß, erscheint er als eine Verrücktheit, ein Massenwahnsinn, in dem alles, was man zu Zeiten des Friedens wußte, vergessen ist. Hielten die Menschen ihre triebhaften Impulse besser im Zaume und ordneten das Denken weniger dem weniger den Leidenschaften unter, so wäre der Verstand besser gegen das Kriegsfieber geschützt und Streitigkeiten würden freundschaftlich beigelegt. Das ist richtig, aber es genügt nicht. Nur Menschen, in denen der Wunsch, wahr zu denken, selbst die Bedeutung einer Leidenschaft hat, werden diesen Wunsch als so wertvoll empfinden, daß er die Kriegsleidenschaften beherrschen kann. Nur Leidenschaft kann Leidenschaft im Zaume halten, und nur entgegengesetzter impulsiver Trieb kann impulsiven Trieben Einhalt tun. Die Vernunft, wie die traditionellen Moralisten sie predigen, ist zu negativ und zu wenig lebendig, um aus sich heraus etwas wirklich Gutes zu schaffen. Nicht durch Vernunft allein können Kriege verhindert werden, sondern durch lebendige, positive Impulse und Leidenschaften, die denen, die Kriege herbeiführen, entgegenwirken. Die Impulse müssen geändert werden und nicht nur das bewußte Denken.

Jedes menschliche Tun entspringt aus zwei Quellen, dem triebhaften Impuls und dem bewußten Wollen. Welch große Rolle das bewußte Wollen spielt, ist immer genugsam erkannt worden. Wenn sich die Menschen nicht völlig befriedigt fühlen, und wenn sie im Augenblick nicht fähig sind, sich das zu verschaffen, was ihnen Befriedigung geben könnte, so stellen sie sich durch ihre Einbildungskraft die Dinge vor, durch die glücklich zu werden sie glauben. Jedes Wollen umschließt eine Zeitspanne zwischen dem Bewußtwerden eines Bedürfnisses und der Gelegenheit zu seiner Befriedigung. Die durch das Wollen angeregten Handlungen können als solche beschwerlich sein, die Zeit bis seine Befriedigung möglich ist, kann lange dauern, das erwünschte Ziel kann etwas sein, das außerhalb unseres eigenen Lebens, ja selbst nach unserem Tode liegt. Der Wille als richtunggebende Kraft besteht in der Hauptsache aus nacheinander folgenden Wünschen, die trotz Schwierigkeiten der damit verbundenen Handlungen und trotz Versuchungen durch andere kurzfristige Wünsche oder Impulse auf mehr oder weniger entfernte Ziele gerichtet sind. Das sind allbekannte Dinge, und bisher war die politische Philosophie fast gänzlich auf der Annahme begründet, daß das bewußte Wollen die Quelle menschlichen Handelns sei.

Aber das Wollen beherrscht nur einen Teil der menschlichen Tätigkeit und nicht einmal den wichtigsten, sondern nur den bewußtesten und sichtbarsten Teil und den, der am meisten zivilisiert ist.

In dem ganzen mehr instinktiven Teil unserer Natur werden wir durch triebhafte Impulse und nicht durch auf ein bestimmtes Ziel gerichtetes Wollen zu gewissen Arten von Tätigkeiten veranlaßt. Kinder springen herum und jauchzen, nicht weil sie irgend etwas Gutes dadurch zu verwirklichen hoffen, sondern durch einen unmittelbaren Trieb herumzuspringen und zu jauchzen. Hunde bellen den Mond an, nicht weil sie annehmen, daß ihnen dies Vorteil bringe, sondern weil sie den Trieb in sich fühlen zu bellen. Es ist nicht irgendein Zweck, sondern lediglich ein triebhafter Impuls, der zu solchen Tätigkeiten anreizt wie Essen und Trinken, Lieben, Streiten und Prahlen. Wer glaubt, daß die Menschen vernunftbegabte Wesen seien, wird sagen, daß man prahle, um anderen eine gute Meinung von sich beizubringen. Aber die meisten von uns werden sich an Gelegenheiten erinnern, wo sie geprahlt haben, trotzdem sie wußten, daß man sie deswegen verachte. Normalerweise zeigen instinktmäßige Handlungen Erfolge, die dem natürlichen Menschen angenehm sind, aber die Handlungen wurden nicht durch den Wunsch nach diesem Erfolg hervorgerufen. Entstanden sind sie durch den unmittelbaren triebhaften Impuls, und der kann stark sein sogar in Fällen, in denen der normale gewünschte Erfolg ausgeschlossen ist. Erwachsene halten sich gern für vernünftiger als Kinder und Hunde und verhehlen sich unbewußt, welche große Rolle der Trieb auch in ihrem Leben spielt. Dieses unbewußte Verhehlen folgt immer einem gewissen allgemeinen Plan. Wenn ein Impuls keine Befriedigung findet in dem Augenblick seines Entstehens, so erwächst ein Verlangen nach den Folgen, die das Gehenlassen des Impulses erwarten ließ. Ist ein Teil der zu erwartenden Folgen zweifellos unangenehm, so entsteht ein Zwiespalt zwischen Überlegung und triebhaftem Impuls. Ist der Impuls schwach, so wird die Überlegung siegen. Das nennen wir dann vernunftmäßiges Handeln. Ist der Impuls stark, so wird entweder die Überlegung zerstört, und die unangenehmen Folgen werden vergessen, oder wenn es sich um einen Menschen mit herrischer Veranlagung handelt, werden die Folgen unbekümmert aufgenommen. Als Macbeth es sich klarmacht, daß er zur Niederlage verurteilt ist, sucht er nicht den Kampf zu vermeiden, sondern er ruft aus: „Triff, daß es schallt! – Und fahr' zur Hölle, wer zuerst ruft: halt!“ – Aber solche Stärke des Impulses ist selten. Ist der triebhafte Impuls stark, so gelingt es den meisten Menschen, sich zu überzeugen, - gewöhnlich durch eine unbewußt zweckmäßige Einstellung der Aufmerksamkeit – daß sie nur angenehme Folgen zu erwarten hätten, wenn sie ihren Trieben die Zügel schießen lassen. Ganze Philosophien, ganze Systeme ethischer Wertbestimmung entstehen auf diese Weise: Es handelt sich um Zusammenfassungen einer gewissen Art von Gedanken, die sich in den Dienst der Triebe stellen, um Systeme, die darauf hinzielen, einen quasi rationalen Grund für ein freies Gehenlassen der Triebe zu schaffen. Das einzig wirklich echte Denken ist dasjenige, das aus dem intellektuellen Trieb der Neugierde entspringt, der seinerseits zu dem Wunsch nach Wissen und Begreifen führt. Aber das meiste von dem, was als Denken angesehen wird, ist durch irgendeinen nicht intellektuellen Impuls hervorgerufen und ist nichts als ein Mittel, uns davon zu überzeugen, daß wir weder enttäuscht sein werden, noch unrecht tun, wenn wir unseren Trieben nachgehen.

Wird ein triebhafter Impuls unterdrückt, so fühlen wir Unbehagen und selbst heftigen Schmerz. Wir können diesem Impuls nachgeben, um diesem Schmerz zu entgehen, und damit wird unser Tun zu einem zweckhaften. Jedoch der Schmerz ist nur eine Folge des Impulses, und der Impuls selbst auf eine Handlung gerichtet und nicht auf das Vermeiden des Schmerzes, der durch Unterdrückung des triebhaften Impulses entsteht. Der Trieb selbst bleibt ohne Zweck, und der Zweck, den Schmerz zu vermeiden, taucht nur dann auf, wenn der Trieb momentan unterdrückt worden ist.

Der triebhafte Impuls bildet in viel größerem Maße die Basis unserer Aktivität, als es das bewußte Wollen tut. Auch dieses nimmt einen bestimmten Raum ein, doch der ist nicht so groß, als es den Anschein hat. Die Impulse bringen ein ganzes Gefolge von dienstbaren fiktiven Wünschen mit sich. Diese veranlassen die Menschen zu glauben, daß sie die Resultate wünschen, die entstehen, wenn sie den Impulsen nachgeben, und daß sie handeln dieser Resultate wegen, während tatsächlich ihre Handlung kein Motiv hat außerhalb ihrer selbst. Man kann ein Buch schreiben oder ein Bild malen in dem Glauben, daß man es um des Lohnes willen tue, den die Arbeit einbringen wird. Sobald man aber mit ihr fertig und der schöpferische Trieb noch nicht erloschen ist, wird die fertiggestellte Arbeit uninteressant, und man beginnt eine neue. Was für das künstlerische Schaffen gilt, das in gleicher Weise auch für die vitalste Seite unseres Lebens: unmittelbarer Impuls ist es, der uns in Bewegung setzt, und das bewußte Wünschen, das wir zu haben glauben, ist ein bloße Verkleidung dieses Impulses.

Das bewußte Wollen, das wir dem triebhaften Impuls entgegensetzen, hat – das ist durchaus zuzugeben – einen großen und zunehmenden Anteil an der Beherrschung des menschlichen Lebens. Der Impuls ist regel- und gesetzlos und nicht leicht in ein wohlgeordnetes System einzufügen. Ein unter der Herrschaft des Triebes stehendes Leben mag am Platze sein bei Kindern und Künstlern, aber es paßt nicht zu Menschen, die ernsthaft genommen werden wollen. Fast jede bezahlte Arbeit geht auf bewußtes Wollen zurück und nicht auf den Impuls. Die Arbeit an sich ist mehr oder weniger verdrießlich, aber ihre Bezahlung ist erwünscht. Die ernsthafte Tätigkeit, welche die Arbeitsstunden eines Menschen ausfüllt, wird – wenige glückliche Persönlichkeiten ausgenommen – hauptsächlich durch Zwecke beherrscht und nicht durch einen impulsiven Trieb, der zu dieser Bestätigung drängt. Und darin sieht kaum jemand ein Übel, weil man gar nicht erkennt, welchen Wert der Impuls für ein befriedigendes Dasein hat. Der triebhafte Impuls erscheint für den, der ihn weder tatsächlich noch nachfühlend teilt, immer verrückt. Jeder Impuls ist wesentlich blind in dem Sinne, daß er nicht veranlaßt wird durch irgendeine Voraussicht der Folgen. Derjenige, der den Trieb nicht teilt, wird sich ein anderes Urteil bilden in bezug auf das, was die Folgen sein würden, und darauf, ob sie wünschenswert sind. Dieser Unterschied des Urteil scheint ethisch oder intellektuell, während sein realer Grund durch die Verschiedenheit des Triebens verursacht wird. So lange, als eine solche besteht, wird keine wirkliche Übereinstimmung erreicht werden. Alle Menschen mit starker Lebenskraft haben kräftige Impulse, die andern als gänzlich unvernünftig erscheinen. Blinde Impulse führen manchmal zu Vernichtung und Tod, doch andre Male zu den höchsten Dingen, die es auf der Welt gibt. Blinder Impuls ist die Quelle des Krieges, aber ist auch die Quelle von Wissenschaft, von Kunst und von Liebe. Wünschenswert ist nicht die Schwächung der triebhaften Impulse, sondern daß sie in stärkerem Maße sich Leben und Wachstum zuwenden anstatt Tod und Verfall. Die vollständige Beherrschung des Impulses durch den Willen, wie sie manchmal von Moralisten gepredigt wird und oft erzwungen ist durch wirtschaftlichen Notwendigkeit, ist nicht wirklich wünschenswert. Ein Leben unter Ausschluß des Impulses, nur von Zwecken und Wünschen beherrscht, wird einem überdrüssig; des vernichtet die Vitalität, und schließlich wird man auch gleichgültig für die selbst gesteckten Ziele. Wenn eine ganze Nation ein derartiges Leben führt, so steht sie in Gefahr, schwach zu werden und die Kraft zu verlieren, die notwendig ist, um die Hindernisse vor ihrem bewußten Wollen zu erkennen und zu überwinden. Industrialismus und Organisation zwingen die zivilisierten Nationen fortwährend zu einem Leben, das mehr und mehr durch Zwecke als durch Impulse beherrscht wird. Bei längerer Dauer bringt eine solche Art der Lebensweise – falls sie nicht

die Lebensquellen austrocknet – neue Impulse hervor, aber nicht solche, wie sie der Wille gewohnheitsmäßig überwacht hat und von welchen sich das Denken Rechenschaft gibt. Diese neuen Impulse sind gewöhnlich in ihren Wirkungen schlechter als jene, die unterdrückt worden sind. Übermäßige Disziplin läßt, besonders wenn sie von außen aufgezwungen wird, Impulse von Grausamkeit und Zerstörung entstehen. Das ist ein Grund, warum der Militarismus einen schlechten Einfluß auf den Nationalcharakter ausübt. Fast immer werden Mangel an Vitalität oder grausame und lebensfeindliche Impulse das Resultat sein, wenn ursprünglichen Impulsen der Weg versperrt ist. Die triebartigen Impulse eines Menschen sind nicht von Anfang an durch angeborene Veranlagung festgelegt, sondern innerhalb einer gewissen Begrenzung sind sie stark beeinflusst durch äußere Umstände und durch den Lebensweg. Man sollte die Art dieser Beeinflussung studieren und die Ergebnisse eines solchen Studiums in Rechnung setzen bei der Beurteilung sowohl der Vorteile wie auch der Nachteile, die durch politische und soziale Einrichtungen erzeugt werden.

Der Krieg ist hauptsächlich aus dem Triebleben hervor gewachsen und nicht aus Überlegung und bewußtem Wollen. Es gibt einen Angriffstrieb und einen Trieb zum Widerstand gegen Angriff. Jeder von ihnen kann gelegentlich mit Vernunft in Übereinstimmung stehen, beide aber sind wirksam in vielen Fällen, in denen sie sich zur Vernunft im gänzlichen Widerspruch befinden. Jeder triebhafte Impuls bringt eine ganze Lese von Glaubenssätzen hervor, die ihn unterstützen. Die Glaubenssätze des Angriffstribes kann man bei Bernhard nachlesen und bei den frühen mohammedanischen Eroberern oder in größter Vollendung in dem Buche Josua. Als Hauptsache finden wir da die Überzeugung von der überlegenen Vortrefflichkeit der eignen Partei und die Gewißheit, daß diese das auserwählte Volk sei. Dies berechtigt dann das Gefühl, daß nur der Vorteil und Nachteil der eignen Partei von wirklicher Bedeutung sei, und daß der übrige Teil der Welt nur angesehen werden kann als Bedingung für den Triumph oder die Lobpreisung der höheren Rasse. In der modernen Politik ist dieses Verhalten im Imperialismus verkörpert. Europa als Ganzes nimmt diesen Standpunkt ein gegenüber Asien und Afrika, während viele Deutsche das übrige Europa in dieser Weise betrachten.

In wechselseitiger Beziehung zum Angriffstrieb steht der Trieb des Widerstandes gegen den Angriff. Für diesen Trieb gibt die Stellungnahme der Israeliten gegen die Philister ein gutes Beispiel, wie auch die des mittelalterlichen Europas gegen die Mohammedaner. Die Überzeugungen, die er hervorruft, sind ein Glaube an die ganz besondere Schlechtigkeit derjenigen, deren Angriff befürchtet wird, und an den unschätzbaren Wert der nationalen Güter, die bei einem Siege jener andern vernichtet würden. Als der jetzige Krieg ausgebrochen war, sprachen in England und Frankreich alle Reaktionäre von der Gefahr, die der Demokratie drohe, obgleich sie bis dahin die Demokratie mit allen Kräften bekämpft hatten. Und sie waren nicht aufrichtig, wenn sie so sprachen. Der Trieb der Verteidigung gegen Deutschland ließ sie plötzlich schätzen, was auch immer durch den deutschen Angriff bedroht war. Sie liebten die Demokratie, weil sie Deutschland haßten, aber sie glaubten Deutschland zu hassen, weil sie die Demokratie liebten.

Die wechselseitigen Triebe des Angriffs und des Widerstandes gegen den Angriff kamen in allen Ländern zur Erscheinung, die in den Krieg verwickelt wurden. Die Menschen, die weder von dem einen oder andern Trieb beherrscht wurden, können kurz in drei Klassen eingeteilt werden. Erstens in solche, deren nationales Gefühl dem Staatswesen widerstreitet, dessen Bürger sie sind. Diese Klasse umschließt einen Teil der Iren, Polen, Finnen, Juden und andere Glieder unterdrückter Nationen. Von unserm Gesichtspunkt können wir sie aus der

Betrachtung ausscheiden, denn sie besitzen die gleicherweise impulsive Natur wie jene, die kämpfen, und unterscheiden sich nur durch äußere Umstände.

Zur zweiten Klasse von Menschen, die nicht einen Teil jener den Krieg unterstützenden Kraft bildeten, gehören diejenigen, deren impulsive Natur mehr der weniger verkümmert ist. Gegner des Pazifismus behaupten, daß alle Pazifisten zu dieser Klasse gehören, außer jenen, die in deutschem Solde stehen. Man hält die Pazifisten für blutleere, leidenschaftslose Menschen, welche in kühler Absonderung zusehen und kritisieren können, während ihre Brüder das Leben für das Vaterland hingeben. Unter denen, die nur passive Pazifisten sind, und die nichts anderes tun, als sich einer aktiven Teilnahme am Krieg enthalten, mag es eine gewissen Prozentsatz geben, auf den das zutrifft. Und ich meine, die Anhänger des Krieges haben recht, solche Leute in Verruf zu bringen. Trotz aller Zerstörung, welche durch die den Krieg veranlassenden Impulse hervorgerufen wird, kann man größere Hoffnung auf die Zukunft einer Nation setzen, welche diese Impulse besitzt, als auf die einer solchen, in der jeder Impuls abgestorben ist. Impulsiver Trieb ist Ausdruck von Leben, und wo er vorhanden ist, da ist auch Hoffnung vorhanden, ihn dem Leben zuzuwenden anstatt dem Tode. Das Fehlen des Impulses aber ist der Tod, und aus dem Tod kann kein neues Leben hervorgehen.

Die aktiven Pazifisten gehören jedoch nicht zu dieser Klasse. Sie sind nicht Menschen ohne impulsive Kraft, sondern in ihnen sind die dem Kriege widerstrebenden Impulse stark genug, um die zum Krieg treibenden zu besiegen. Es ist gewiß nicht die Handlungsweise eines leidenschaftslosen Menschen, sich einer allgemeinen Bewegung des nationalen Lebens entgegenzustellen, eine scheinbar hoffnungslose Sache mit Eifer zu unterstützen, sich Schmähungen auszusetzen und der Ansteckung einer Massenerregung zu widerstehen. Der Trieb, die Feindschaft der öffentlichen Meinung zu vermeiden, ist einer der stärksten der menschlichen Natur, und er kann nur durch außergewöhnliche Stärke eines unmittelbaren und nicht berechnenden Triebes überwunden werden. Kalte Vernunft allein kann nicht die Triebfeder zu einer solchen Handlungsweise bilden.

Die triebhaften Impulse können eingeteilt werden in lebenbejahende und lebenverneinende. Die im Krieg verkörperten Impulse gehören zu den lebensverneinenden. Jeder lebenbejahende Impuls wird, wenn er stark genug ist, den Menschen zu einer Stellungnahme gegen den Krieg führen. Einige dieser Impulse sind stark nur bei hochzivilisierten Menschen, andere sind Gemeingut. Die auf Kunst und Wissenschaft ausgerichteten Impulse gehören zu der höheren Art der lebenbejahenden. Viele Künstler sind gänzlich ungerührt von den Kriegsleidenschaften geblieben, nicht aus Schwäche des Gefühls, sondern weil der schöpferische Instinkt, das Verfolgen einer Vision, sie kritisch macht gegenüber dem Ansturm nationaler Leidenschaft und in keine innere Beziehung bringt zu den Mythen, mit denen sich der Trieb der Kampflust umkleidet. Die wenigen Männer jedoch, in denen der wissenschaftliche Trieb herrschend ist, sind sich der entgegengesetzten Mythenbildung der kriegführenden Parteien bewußt geworden und sind durch das Verständnis zu Neutralität geführt worden. Aus solchen verfeinerten Impulsen kann jedoch nicht die Volkskraft erzeugt werden, die notwendig ist, um die Welt umzugestalten. Es gibt drei lebensfördernde Mächte, welche keine außergewöhnliche geistige Veranlagung voraussetzen; sie sind in der Gegenwart nicht sehr selten und könnten unter besseren sozialen Einrichtungen sehr verbreitet sein. Es sind dies Liebe, Schaffensfreudigkeit und Lebenslust. Alle drei sind gegenwärtig gehemmt und geschwächt durch die Bedingungen, unter denen die Menschen leben, und unter denen nicht nur die materiell weniger begünstigten, sondern auch die Mehrzahl der wohlhabenden leiden.

Unsere Einrichtungen beruhen auf Ungerechtigkeit und Gewalt: nur dadurch, daß wir unsere Herzen dem Mitgefühl und unsern Geist der Wahrheit verschließen, können wir die Unterdrückungen und Unredlichkeiten ertragen, aus denen wir Nutzen ziehen. Die konventionelle Vorstellung, die wir uns von dem Erfolg machen, führt die meisten Menschen dazu, ein Leben zu leben, in dem ihre vitalsten Impulse geopfert werden, und die Lebensfreude geht unter in verdrossener Müdigkeit. Unser wirtschaftliches System führt fast alle Menschen dazu, die Absichten anderer mehr auszuführen als die eignen, und dadurch fühlen wir uns unvermögend zu wirklicher Tat und nur dazu fähig, uns ein gewisses Etwas von passivem Vergnügen zu sichern. Solche Zustände zerstören die Lebenskraft der Allgemeinheit, die expansiven Affekte des einzelnen und die Kraft einer hochherzigen Weltanschauung. All dies ist unnötig und kann durch Weisheit und Mut aus der Welt geschafft werden. Wäre dies der Fall, so würde das impulsive Leben der Menschen ein ganz anderes werden und das Menschengeschlecht neuem Glück und neuer Lebenskraft entgegengehen. Diese Hoffnung zu stärken, ist das Ziel dieser Vorlesungen.

Die triebhaften Impulse und das bewußte Wollen, sofern sie eine wirkliche Bedeutung im Menschenleben haben, sind nicht voneinander abgesondert, sondern sie gehen hervor aus einem zentralen Urgrund des Wachstums, und ein instinktiver Drang leitet sie nach bestimmter Richtung, so wie die Pflanzen das Licht suchen. So lange als diese instinktive Bewegung nicht verhindert wird, können keine Unglücksfälle so fundamentale Zerstörungen und nicht solche Verzerrungen hervorrufen, wie sie aus der Verhinderung des natürlichen Wachstums hervorgehen. Dieses innerste Zentrum jedes menschlichen Wesens muß unser Gefühl erfassen, wenn wir es intuitiv verstehen sollen. Es ist ein anderes von Mensch zu Mensch und legt für einen jeden Menschen den Typus der Vollendung fest, die er zu erreichen fähig ist. Das Äußerste, was soziale Einrichtungen für einen Menschen tun können, ist die Förderung und Kräftigung seines persönlichen Wachstums: er kann nicht dazu gezwungen werden, nach dem Vorbild eines anderen Menschen zu wachsen. Es gibt jedoch gewisse Impulse und Wünsche, - z. B. solche nach narkotischen Mitteln – die nicht aus dem zentralen Urgrund hervor wachsen. Werden solche Impulse so stark, daß sie schädlich sein können, trotzdem sie dem zentralen Urgrund des Individuums entstammen, hinderlich sein für das Wachstum von anderen und müssen im Interesse der anderen gehemmt werden. Aber im allgemeinen pflegen dies Impulse, welche andern gefährlich sind, aus einem behinderten Allgemeinwachstum zu entspringen, und werden am wenigsten bei Menschen zu finden sein, die in ihrer instinktiven Entwicklung nicht gestört werden.

Menschen wie Bäume verlangen für ihr Wachstum den richtigen Boden und eine genügende Entwicklungsfreiheit. Beide können durch politische Einrichtungen verbessert oder verschlechter werden. Aber der Boden und die Freiheit, die das menschliche Leben erfordert, sind unvergleichlich schwerer zu entdecken und zu verschaffen als Boden und Freiheit, die für das Wachstum eines Baumes nötig sind. Und das zu erhoffende volle Wachstum kann weder definiert noch bewiesen werden. Es ist äußerst klein und kompliziert, und es kann nur durch sehr zarte Beobachtung erfaßt werden und dunkel begriffen durch Einfühlung und einsichtsvolle Achtung. Es hängt nicht oder nicht hauptsächlich ab von der physischen Umgebung, sondern von Überzeugungen und Gemütsregungen, von Gelegenheit zum Handeln und von dem ganzen Leben der Allgemeinheit. Je entwickelter und verfeinerter der Typus eines Menschen ist, desto komplizierter sind die Bedingungen seines Wachstums und desto abhängiger werden sie von dem Gesellschaftszustand, in dem er lebt. Die Wünsche und Bedürfnisse eines Menschen sind nicht auf sein eigenes Leben beschränkt. Ist sein Verstand umfassend und seine Einbildungskraft lebhaft, so ist das Mißgeschick der

Gemeinschaft, zu der er gehört, das seine, ebenso wie ihre Erfolge die seinen sind. Und je nach den Erfolgen und Mißerfolgen der Gemeinschaft wird seine Entwicklung gefördert oder gestört.

In der modernen Welt wird bei den meisten Menschen der Urgrund der Entwicklung beunruhigt durch Institutionen, die aus einem einfacheren Zeitalter vererbt sind. Durch den Fortschritt von Denken und Wissen und durch die vergrößerte Macht über die Kräfte der physischen Welt sind neue Entwicklungsmöglichkeiten in die Erscheinung getreten und haben Anlaß gegeben zu neuen Ansprüchen, welche befriedigt werden müssen, wenn die, die sie stellen, nicht geschädigt werden sollen. Es ist heute eine verringerte Fügsamkeit vorhanden in Begrenzungen, die nicht länger unvermeidlich sind, und eine geringer Möglichkeit für ein befriedigendes Leben, wenn diese Begrenzungen bleiben. Einrichtungen, welche einigen Gesellschaftsklassen sehr viel größere Begünstigungen geben als andern, werden von den weniger glücklichen nicht länger als gerechtfertigt anerkannt, obgleich die Begünstigten sie noch lebhaft verteidigen. Hierdurch entsteht ein allgemeiner Kampf, in dem Tradition und Autorität aufgerufen werden gegen Freiheit und Gerechtigkeit. Unsere anerkannte Moral, die uns überliefert ist, verliert ihren Einfluß auf die, die sich empören. Ein Zusammengehen von Verteidigern des Alten und den Verfechtern des Neuen ist fast unmöglich geworden, und eine tiefe, sich immer vergrößernde Spaltung ist in fast alle Verhältnisse des Lebens eingedrungen. In dem Kampf um die Freiheit werden Mann und Frau in immer höherem Maße unfähig, die Mauern des Ego niederzureißen und die Entwicklung zu erlangen, die aus echter und lebensvoller Harmonie entstammt.

All unsere Institutionen haben ihre Grundlage in der Autorität. Die unbestrittene Autorität des orientalischen Despoten fand ihren religiösen Ausdruck in dem allmächtigen Schöpfer, dessen Ruhm der alleinige Endzweck des Menschen bildete und dem gegenüber er keine Recht besaß. Diese Autorität ging über auf Kaiser und Papst, auf die Kirche des Mittelalters, auf den Adel der feudalen Hierarchie und selbst auf jeden Gatten und Vater im Umgang mit Frau und Kindern. Die Kirche war eine unmittelbare Verkörperung der göttlichen Autorität, Staat und Gesetz waren begründet auf der Autorität des Königs, privater Landbesitz wuchs hervor aus der Autorität des herrschenden Adels, und die Familie wurde beherrscht durch die Autorität des pater familias. Die Einrichtungen des Mittelalters erlaubten nur wenigen Glücklichen eine freie Entwicklung. Die große Masse der Menschheit existierte nur, um den wenigen zu dienen. Aber solange Autorität selbst von ihren wenigst begünstigten Untertanen aufrichtig geachtet und anerkannt wurde, blieb die mittelalterliche Gesellschaft organisch und wurde nicht wesentlich lebensfeindlich, denn die äußere Unterwerfung vertrug sich, das sie freiwillig war, mit der inneren Freiheit. Die Einrichtungen der abendländischen Christenheit verkörperten eine Anschauung, an die so tatsächlich geglaubt wurde wie an keine Anschauung, durch die unsere augenblicklichen Einrichtungen verteidigt werden können.

Die mittelalterliche Lebensanschauung brach zusammen durch ihre Unfähigkeit, das Verlangen der Menschen nach Gerechtigkeit und Freiheit zu befriedigen. Wenn die Machthaber ihre theoretische Kraft überschritten, waren die Opfer durch die Gewalt der Unterdrückung gezwungen, darauf zu bestehen, daß sie selbst auch Rechte besaßen und nicht nötig hatten, nur darum zu leben, um den Ruhm der wenigen zu vergrößern. Mehr und mehr lernte man einsehen, daß, wenn Menschen Macht haben, sie dieselbe nur zu leicht mißbrauchen, und daß Macht in der Praxis Tyrannei bedeutet. Weil die Machthaber dem Anspruch auf Gerechtigkeit Widerstand entgegensetzten, wurden die Menschen mehr und

mehr zu getrennten Einheiten, von denen jede ihre eignen Rechte verfocht, und es entstand keine wirkliche Gemeinschaft, die durch ein natürliches gemeinsames Ziel zusammengehalten wurde. Dieses Fehlen eines gemeinsamen Zieles ist zu einer Quelle des Unglücks geworden. Eine der Ursachen, welche viele Mensch dazu veranlaßte, den Ausbruch des gegenwärtigen Krieges mit Freuden zu begrüßen, war die, daß er jede Nation wieder zu einer Gemeinschaft in einem einzigen Ziel zusammenschloß. Für die Gegenwart zerstörte er dadurch die Anfänge eines gemeinsamen Zieles der zivilisierten Welt als Ganzes, aber diese Anfänge waren noch so schwach, daß nur wenige durch ihre Zerstörung sehr betroffen wurden. Die Menschen genossen das neue Gefühl von Einigkeit mit ihren Landsleuten mehr, als ihnen die vergrößerte Trennung von ihren Feinden bewußt wurde.

Die Verhärtung und die Absonderung des Einzelnen im Kampf um die Freiheit ist unvermeidbar gewesen und wahrscheinlich nicht wieder rückgängig zu machen. Wenn eine organische Gesellschaft entstehen soll, ist es notwendig, dass unsere Gesetze und Einrichtungen so gründlich geändert werden, daß sie jene neue Achtung vor der Persönlichkeit und ihren Rechten verkörpern, welche das moderne Fühlen verlangt. Das mittelalterliche Kaisertum und die Kirche vernichteten das Individuum. Es gab Ketzer, aber sie wurden unbarmherzig gemordet ohne irgendwelche Skrupel, wie spätere Verfolgungen sie erregten. Und gleich ihren Verfolgern waren die Ketzer davon überzeugt, dass es eine universelle Kirche geben müsse. Sie wichen nur in dem ab, was sie als Glaubensbekenntnis haben wollten. Die Renaissance zerstörte dann in wenigen Männern der Kunst und Wissenschaft die mittelalterliche Lebensauffassung, ohne sie jedoch durch etwas anderes zu ersetzen als durch Skeptizismus und Verwirrung. Die erste ernstliche Bresche in jene mittelalterliche Lebensanschauung wurde dadurch gelegt, daß Luther das Recht auf persönliches Urteil ebenso wie die Fehlbarkeit des allgemeinen Kirchenkonzils behauptete. Unvermeidlich erwuchs mit der Zeit aus dieser Behauptung die Überzeugung, daß die Religion eines Menschen nicht durch Autorität für ihn festgelegt werden kann, sondern daß sie der freien Wahl jedes einzeln überlassen sei. In Dingen der Religion begann der Kampf um die Freiheit, und in Dingen der Religion ist er einem gänzlichen Sieg am nächsten gekommen.

Die Entwicklung durch den extremen Individualismus hindurch zu Gegensätzlichkeiten und von dort – so hofft man – zu erneuter Zusammenfügung ist auf fast jedem Gebiete des Lebens zu beobachten. Im Namen der Gerechtigkeit werden Ansprüche aufgestellt, und im Namen der Tradition wird ihnen Widerstand geleistet. Auf jeder Seit ist man ehrlich davon überzeugt, recht zu haben, weil in unserem Denken zwei Gesellschaftsanschauungen nebeneinander bestehen und die Menschen unbewußt gerade die Anschauung wählen, die auf ihre Lage paßt. Da der Kampf lang und hartnäckig ist, wird nach und nach jede allgemeine Weltanschauung vergessen, so daß zuletzt nur die nackte Selbstbehauptung übrigbleibt. Wenn dann die Unterdrückten die Freiheit gewinnen, so sind sie genau so tyrannisch wie ihre früheren Herrscher. Am deutlichsten ist das im Nationalismus zu beobachten. Theoretisch bedeutet er die Lehre, daß die Menschen durch ihre Sympathie natürliche Gruppen bilden, die man Nationen nennt, und von denen jede unter einer zentralen Regierung vereinigt sein sollte. Im Großen und Ganzen kann man diese Lehre anerkennen. Aber in der Praxis nimmt sie eine mehr persönliche Form an. „Ich gehöre,“ so argumentiert der unterdrückte Nationalist, „durch Sympathie und Tradition zu Nation A, aber ich bin Untertan einer Regierung, die sich in Händen der Nation B befindet. Das ist eine Ungerechtigkeit, nicht nur in bezug auf den allgemeinen Grundsatz des Nationalismus, sondern deshalb, weil die Nation A großherzig, fortschrittlich und zivilisiert und Nation B

tyrannisch, rückschrittlich und barbarisch ist. Und weil das so ist, verdient es Nation A, daß sie gedeihe, während Nation B gedemütigt werden sollte.“ Die Angehörigen von Nation B sind natürlich taub gegenüber den Ansprüchen auf abstrakte Gerechtigkeit, besonders wenn diese von persönlicher Feindschaft und Verachtung begleitet sind. Jedoch im Verlauf des Krieges gewinnt Nation A ihre Freiheit. Energie und Stolz, welche die Freiheit erkämpft haben, erzeugen ein Moment, welches fast unfehlbar zu dem Versuch fremder Unterjochung führt, oder zur Verweigerung der Freiheit irgendeiner kleineren Nation. „Was, Sie behaupten, daß Nation C, welche einen Teil unseres Staates bildet, die gleiche Rechte uns gegenüber besitzt, wie sie gegenüber Nation B hatten? Aber das ist ja absurd! Nation C ist minderwertig und aufsässig, unfähig, sich selbst zu regieren, und braucht eine starke Hand, wenn sie nicht eine Bedrohung und Störung für all ihre Nachbarn werden soll.“ – So pflegten die Engländer von den Iren zu sprechen, so sprachen die Deutschen und Russen von den Polen, so die galizischen Polen von den Ruthenen, die Österreicher von den Ungarn, so sprachen die Ungarn von den mit Serbien sympathisierenden Südslawen und die Serben so von den mazedonischen Bulgaren. In dieser Weise führt der Nationalismus, einwandfrei in der Theorie, durch eine natürliche Entwicklung zu Unterdrückung und zu Eroberungskriegen. Kaum hatte sich im 15. Jahrhundert Frankreich von England befreit, als es sich zur Eroberung von Italien einschiffte; kaum war Spanien von den Mauren frei, als es einen mehr als hundertjährigen Kampf mit Frankreich um die Vorherrschaft in Europa begann. Der Fall Deutschland ist in dieser Hinsicht sehr interessant. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts war die deutsche Kultur französisch: französisch war die Sprache der Höfe, die Sprache, in der Leibniz seine Philosophie schrieb, die allgemeine Sprache der schönen Literatur und Wissenschaft. Nationales Bewußtsein war kaum vorhanden. Dann erweckte eine Reihe von großen Männern das Selbstbewußtsein in Deutschland durch ihre Errungenschaften in Poesie, Musik, Philosophie und Wissenschaft. Aber politisch wurde der deutsche Nationalismus erst durch Napoleons Unterdrückung hervorgerufen, und durch die Erhebung von 1813. Nach Jahrhunderten, in denen jede Störung des europäischen Friedens mit einem französischen oder schwedischen oder russischen Einfall in Deutschland begann, entdeckten die Deutschen, daß sie bei genügender Anstrengung und Einigkeit fremde Armeen von ihren Gebieten fernhalten konnten. Aber die notwendige Anstrengung war zu groß gewesen, um aufzuhören, als ihr rein defensiver Zweck durch Napoleons Niederlage erreicht worden war. Jetzt, 100 Jahre später, sind sie noch in der gleichen Bewegung begriffen, die nun angreifend und erobernd geworden ist. Ob wir jetzt das Ende der Bewegung sehen, ist zu erraten noch nicht möglich.

Besäßen die Menschen ein starkes Gefühl für eine Gemeinschaft der Nationen, so würde der Nationalismus dazu dienen, die Grenzen der verschiedenen Nationen festzusetzen. Aber weil die Menschen nur Gemeinschaft innerhalb ihrer eigenen Nation fühlen, ist nichts als Macht fähig, sie die Rechte anderer Nationen achten zu lassen, selbst wenn diese genau die gleichen Rechte zu ihren eignen Gunsten verteidigen.

Eine analoge Entwicklung kann im Lauf der Zeit in dem Konflikt zwischen Kapital und Arbeit erwartet werden, der seit dem Heranwachsen des Industriellen-Systems besteht, und in dem Konflikt zwischen Mann und Frau, der noch an seinem Anfang steht.

Was in diesen verschiedenen Konflikten wünschenswert wäre, ist irgendein Prinzip, das aus tiefster Überzeugung geglaubt wird, und das die Gerechtigkeit zum Endergebnis haben müßte. Der heißeste Kampf gegenseitiger Selbstbehauptung kann nur durch ein zufälliges Gleichgewicht der Kraft und Gerechtigkeit hinauslaufen. Es hat keinen Wert, irgendeine

Auffrischung der auf Autorität gegründeten Institutionen zu versuchen, weil alle solche Institutionen Ungerechtigkeit in sich schließen, und Ungerechtigkeit, als solche erkannt, kann nicht dauernd aufrecht erhalten werden ohne einen fundamentalen Schaden sowohl für die, die sie stützten, als für jene, die ihr entgegen stehen. Der Schaden besteht darin, daß man die Wände des Ego verhärtet, dem man ein Gefängnis bereitet anstatt einen Raum mit freiem Ausblick. Die ungehinderte Entwicklung des Individuums hängt ab von möglichst vielen Berührungen mit anderen Menschen, die aber aus freiwilligem Zusammenwirken hervorgehen müssen und nicht aus erzwungener Dienstleistung. Als der Glaube in die Autorität lebendig war, konnte sich ein freiwilliges Zusammenwirken mit Ungleichheit und Unterwürfigkeit vertragen, heute aber sind Gleichheit und gegenseitige Freiheit notwendig. Alle Einrichtungen müssen, wenn sie die individuelle Entwicklung nicht stören sollen, auf freiwilliger Zusammenordnung beruhen, mehr als auf der Kraft des Gesetzes und auf der traditionellen Autorität des Machthabers. Keine unserer Institutionen kann die Anwendung dieses Grundsatzes überdauern ohne große und fundamentale Änderungen. Aber diese Änderungen sind gebieterisch notwendig, wenn die Welt zurückgehalten werden soll von dem Zerfall in scharf getrennte Einheiten, von denen jede mit allen anderen im Kriege lebt.

Die zwei Hauptquellen guter Beziehung zwischen Individuen sind instinktive Neigung und ein gemeinsamer Zweck. Von diesen beiden erscheint vielleicht ein gemeinsamer Zweck als politisch wichtiger, aber tatsächlich ist er oft nur das Resultat und nicht die Ursache von instinktiver Neigung oder einer gemeinsamen instinktiven Abneigung. Die biologischen Gruppen, von der Familie bis zur Nation, sind begründet durch einen größeren oder geringeren Grad instinktiver Neigung, und sie bauten ihren gemeinsamen Zweck auf dieser Grundlage auf.

Instinktiver Zuneigung ist das Gefühl, das uns Freude an der Gesellschaft eines andern Menschen und Anregung durch seine Gegenwart empfinden, und wünschen läßt, mit ihm zu sprechen, mit ihm zu arbeiten, mit ihm zu spielen. Die extreme Form dieses Gefühls ist Liebe, aber seine schwächeren Formen, und selbst seine schwächsten, haben politische Wichtigkeit. Die Gegenwart eines Menschen, der instinktiv verabscheut wird, pflegt jeden andern Menschen liebenswerter zu machen. Ein Antisemit wird für irgendeinen beliebigen Christen Sympathie empfinden, sobald ein Jude anwesend ist. In China oder in den Wildnissen Afrikas würde jeder Weiße mit Freude bewillkommenet werden. Gemeinsame Abneigung ist eine der häufigsten Ursachen einer instinktiven Zuneigung.

Die Menschen unterscheiden sich außerordentlich in der Häufigkeit und Intensität ihrer instinktiven Neigungen, und derselbe Mensch wird zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden reagieren. Man kann Carlyle und Walt Whitman in dieser Hinsicht als entgegen gesetzte Pole bezeichnen. Für Carlyle waren, wenigstens in seinem späteren Leben, die meisten Menschen unangenehm, sie flößten ihm eine instinktive Abneigung ein, so daß es ihm Freude machte, sie sich unter der Guillotine oder im Kampfe fallend vorzustellen. Aus diesem Grunde verkleinerte er auch die meisten Menschen und war nur befriedigt von jenen, die ausgesprochene Zerstörer des menschlichen Lebens waren – Friedrich der Große, Dr. Francia und Governor Eyre. Aus dieser Abneigung gegen die Menschen heraus liebte er Krieg und Gewalttätigkeit und verachtete die Schwachen und Unterdrückten – z. B. die „30.000 unglücklichen Näherinnen“, an denen er nie müde wurde, seinen Spott abzulassen. Moral und Politik seines späteren Lebens waren gänzlich beeinflusst durch Verachtung fast des ganzen menschlichen Geschlechtes.

Im Gegensatz dazu hatte Walt Whitman ein warmes, umfassendes Gefühl für die große Mehrheit der Menschen. Seine seltsamen Kataloge waren ihm interessant, weil jeder neue Posten ihm in seiner Vorstellung als ein Gegenstand des Entzückens erschien. Die gewisse Freude, welche die meisten Menschen nur an solchen empfinden, die besonders schön oder glänzend sind, fühlte Walt Whitman für fast jeden. Aus dieser allgemeinen Zuneigung erwuchs Optimismus, der Glaube an die Demokratie und die Überzeugung, daß es leicht ist für die Menschen, in Frieden und Freundschaft zu leben. Seine Philosophie und seine Politik waren, wie die von Carlyle, auf seiner instinktiven Stellungnahme gegenüber den Menschen im allgemeinen begründet.

Man kann keinen objektiven Grund dafür angeben, um zu zeigen, daß eine dieser Stellungen wesentlich vernünftiger sei als die andere. Wenn jemand die Menschen abstoßend findet, kann kein Argument ihm beweisen, daß sie es nicht sind. Aber sowohl seine eigenen Wünsche als die der andern Menschen werden viel wahrscheinlicher Befriedigung finden, wenn er Walt Whitman ähnlich ist und nicht Carlyle. Eine Welt Walt Whitmans würde glücklicher sein und fähiger, ihre Zwecke zu erreichen, als eine Welt Carlyles. Aus diesem Grunde müssen wir wünschen, die Summe instinktiver Neigung, wo wir es können, in der Welt zu vermehren, und die Summe instinktiver Abneigung zu verringern. Das ist vielleicht die wichtigste aller Wirkungen, nach denen politische Institutionen beurteilt werden sollten.

Die andere Quelle guter Beziehung zwischen den einzelnen Menschen ist ein gemeinsamer Zweck, besonders wenn er nur durch gemeinsames Handeln erreicht werden kann. Solche Organisationen wie Gewerkschaften und politische Parteien sind fast gänzlich aus einem gemeinsamen Zweck heraus gegründet. Wenn auch instinktive Neigung mit ihnen verbunden sein kann, so ist sie doch die das Ergebnis eines gemeinsamen Zweckes und nicht seine Ursache. Wirtschaftliche Organisationen, wie Eisenbahngesellschaften, bestehen eines Zweckes wegen, aber dieser braucht nur jenen bewußt zu sein, die die Organisation leiten. Die gewöhnlichen Angestellten kennen gewöhnlich keinen andern als den, ihren Lohn zu empfangen. Das ist ein Mangel der wirtschaftlichen Organisationen, der abgestellt werden sollte, und dies zu tun, ist eines der Hauptziele des Syndikalismus.

Die Ehe ist auf instinktiver Neigung gegründet (oder sollte es sein), aber sobald Kinder da sind oder der Wunsch nach Kindern sich einstellt, tritt unterstützend die erhöhte Kraft des gemeinsamen Zweckes hinzu. Das ist es, was sie hauptsächlich von einer irregulären Verbindung unterscheidet, die nicht auf Kinder ausgerichtet ist. In der Tat dauert noch oft der gemeinsame Zweck fort und bleibt ein starkes Band, wenn die instinktive Neigung schon längst erloschen ist.

Ist eine Nation echt und nicht künstlich, so ist sie begründet auf einem gewissen Grad an Zuneigung zu den Volksgenossen und einer gemeinsamen instinktiven Abneigung gegen Fremde. Wenn ein Engländer nach einem Aufenthalt auf dem Kontinent nach Dover oder Folkestone zurückkommt, fühlt er sich irgendwie angenehm berührt von den gewohnten Gebräuchen: die bekannten Gepäckträger, die schreienden Zeitungsjungen, die schlechten Tee servierenden Frauen, alles erwärmt sein Herz und erscheint ihm „natürlicher“, mehr so, wie menschliche Wesen eigentlich sein sollten, als die Fremden mit ihren seltsamen Gebräuchen und Benehmen. Er ist bereit zu glauben, daß alle Engländer herzensgute Leute seien und die meisten Ausländer voller niederträchtiger Bosheit. Solche Gefühle sind es, die es leicht machen, eine Nation unter einer Regierung organisch zu einigen. Und ist dies geglückt, so ist – wie in einer Ehe – ein gemeinsamer Zweck hinzugefügt: Fremde würden

gern in unser Land einfallen und es verwüsten, uns in Schlachten töten und unsern Stolz verletzen. Diejenigen, die gemeinschaftlich mit uns handeln, um dieses Unglück zu verhüten, sind unsere Freunde, und ihr Zusammengehen mit uns verstärkt unser instinktive Neigung. Aber gemeinsame Zwecke bilden nicht die Quelle unserer Vaterlandsliebe: Verbündete rufen, selbst nach langjährigem Bündnis, nicht die gleichen Gefühle hervor, wie sie durch unsere Landsleute hervorgerufen werden. Instinktive Neigung, die in weitem Maße aus gleichen Gebräuchen und Gewohnheiten hervorgeht, ist ein wesentliches Element des Patriotismus und in der Tat die Grundlage, auf der das ganze Gefühl beruht.

Wenn die natürliche Entwicklung des Menschen durch ihre Umgebung gefördert und nicht gehindert und so viel als möglich von ihren Wünschen und Bedürfnissen befriedigt werden soll, so müssen die politischen Einrichtungen möglichst weitgehend gemeinsame Zwecke verkörpern und instinktive Neigung begünstigen. Diese zwei Dinge sind voneinander abhängig, denn nichts ist so zerstörend für eine instinktive Neigung wie durchkreuzte Ziele und unbefriedigte Bedürfnisse, und nichts erleichtert ein Zusammengehen für einen gemeinsamen Zweck so sehr wie eine instinktive Neigung. Ist die Entwicklung eines Menschen nicht behindert, so bleibt seine Selbstachtung intakt, und er neigt nicht dazu, andere als Feinde anzusehen. Aber wenn, aus welchem Grunde es auch sei, seine Entwicklung behindert oder er gezwungen wurde, sich in irgendeiner gewundenen und unnatürlichen Weise zu entwickeln, so betrachtet er instinktiv die Umgebung als seinen Feind und wird von Haß erfüllt. Er verliert die Freude am Leben, und Übelwollen tritt an die Stelle von Wohlwollen. Die Bösartigkeit von Buckligen und Krüppeln ist sprichwörtlich, und das gleiche Gefühl kann man auch bei jenen finden, die in weniger sichtbarer Weise verkrüppelt wurden. Wirkliche Freiheit und zerstörender Haß sind sehr weit voneinander entfernt.

Es ist eine nicht ungewöhnliche Ansicht, daß das, was instinktiv in uns ist, nicht geändert werden kann, sondern daß man es einfach hinnehmen muß, um dann zu versuchen, das Beste daraus zu machen. Doch das ist durchaus nicht der Fall. Zweifellos haben wir eine bestimmt angeborene Veranlagung, - verschieden bei den verschiedenen Menschen, - die mit äußeren Umständen zusammenwirkt, um einen bestimmten Charakter hervorzubringen. Aber selbst der instinktive Teil unseres Charakters ist äußerst bildungsfähig. Er kann durch Überzeugungen geändert werden, durch materielle und soziale Verhältnisse und durch staatliche Einrichtungen. Ein Holländer hat wahrscheinlich so ziemlich die gleiche Veranlagung wie ein Deutscher, aber die Instinkte seiner reifen Lebensjahre sind ganz anders geworden, weil Militarismus und der Stolz einer Großmacht ihn nicht berührt. Es ist nicht zu verkennen, daß die Instinkte der Ehelosen sich von denen anderer Menschen wesentlich unterscheiden. Fast jeder Instinkt vermag verschiedene Formen anzunehmen, je nach Art der Betätigung, die er findet. Der gleiche Instinkt, der künstlerische und intellektuelle Schöpfung hervorzubringen vermag, kann unter anderen Verhältnissen dazu führen, daß man sich für den Krieg begeistert. Die Tatsache, daß eine Tätigkeit oder eine Überzeugung Ausfluß eines Instinktes ist, ist noch kein Grund, sie als unwandelbar zu betrachten.

Dies bezieht sich auf die instinktiven Neigungen und Abneigungen der Menschen, ebenso wie auf ihre andern Instinkte. Es ist durchaus natürlich, daß die Menschen, gerade wie die andern Lebewesen, einiger ihrer Art gern mögen und andere weniger gern. Aber das Verhältnis von Mögen und Nichtmögen hängt von den äußeren Umständen ab, und oft genug von ganz trivialen. So ist Carlyles Menschenhaß zum größten Teil eine Wirkung seiner

schlechten Verdauung. Wahrscheinlich hätte eine entsprechende ärztliche Verordnung ihm eine vollkommen andere Weltauffassung gegeben.

Bestrafung, die die Allgemeinheit anwendet, um Impulse, die sie unterdrücken möchte, zu bekämpfen, hat den Nachteil, daß sie nicht das Bestehen der Impulse verhindert, sondern sich nur bemüht, durch Berufung auf Selbstinteresse die Befriedigung der Impulse zu hemmen. Weil diese Methode die Impulse nicht ausrottet, so wird sie dieselben voraussichtlich nur dazu veranlassen, andere Auswege zu finden, selbst wenn sie im Augenblick ihren Zweck erreicht. Und sind die Impulse stark, so wird bloßes Selbstinteresse sie wohl nicht so leicht im Zaume halten, denn nur auf außergewöhnlich vernünftige und etwas leidenschaftslose Menschen hat dieses Motiv eine starke Wirkung. Man nimmt nur an, daß es wirksamer sei, als es in der Tat der Fall ist, weil wir uns täuschen lassen wollen in bezug auf unser Interesse und gerne glauben, daß es übereinstimme mit den Handlungen, zu denen uns bewußtes Wollen oder triebhafter Impuls veranlaßt.

So ist also der Gemeinplatz, daß die menschliche Natur nicht geändert werden könne, unwahr. Wir alle wissen, daß unsere eigenen Charaktere und die unserer Bekannten durch äußere Umstände stark beeinflußt werden. Und was zutrifft für einzelne Menschen, ist auch für Nationen zutreffend. Die Grundursachen für die Veränderungen in der menschlichen Natur im allgemeinen sind gewöhnlich entweder rein materielle Veränderungen – z. B. die des Klimas – oder Veränderungen des Grades, in dem die Menschen die materielle Welt beherrschen. Die rein materiellen Veränderungen können wir beiseite lassen, denn diese berühren die politischen kaum. Aber Veränderungen, die durch eine erweiterte Beherrschung der materiellen Welt veranlaßt werden, durch Erfindungen und Wissenschaft, sind von tiefer aktueller Bedeutung. Durch die industrielle Umwälzung haben sie das tägliche Leben der Menschen von Grund auf umgestaltet, und durch die Schaffung ungeheurer wirtschaftlicher Organisationen die ganze Struktur der menschlichen Gesellschaft geändert. Die allgemeinen Anschauungen der Menschen – in der Hauptsache ein Produkt von Instinkt und äußeren Umständen – sind gänzlich andere geworden, als es die des 18. Jahrhunderts waren. Aber unsere Institutionen sind noch nicht den Instinkten angepaßt, die sich durch unsere neuen Lebensbedingungen entwickelt haben, noch unsere wirklichen Überzeugungen. Institutionen führen ein Leben für sich und überdauern oft die äußeren Umstände, die sie einst dem Instinkt anpaßten. Dies gilt in verschiedenen Abstufungen für fast alle Institutionen, die wir von der Vergangenheit geerbt haben: Staat, Privatbesitz, patriarchalische Familie, Kirchen, Armeen und Flotten. All diese sind in gewissem Grade unterdrückend, in gewissem Maße lebensfeindlich geworden.

Bei jedem ernsthaften Versuch einer politischen Umgestaltung ist es nötig, daß man sich darüber klar wird, was die Lebensnotwendigkeiten der Menschen im allgemeinen sind. Es ist üblich, im politischen Denken anzunehmen, daß die einzigen Notwendigkeiten, die für Politik in Betracht kommen, wirtschaftliche Notwendigkeiten sind. Diese Ansicht ist völlig unzulänglich in bezug auf ein solches Ereignis wie der jetzige Krieg, denn alle wirtschaftlichen Motive, die man anführen mag, sind in weitem Maße erfundene und die wahren Kriegsursachen müssen außerhalb der wirtschaftlichen Sphäre gesucht werden. Bedürfnisse, die normalerweise ohne bewußte Anstrengung befriedigt werden, erkennt man gar nicht als solche, und hierdurch entsteht die übliche, viel zu einfache Theorie von den Bedürfnissen der Menschen. Es ist der Industrialismus, der es in erster Linie veranlaßt, daß viele Bedürfnisse, die früher mühelos erfüllt wurden, in den meisten Menschen unbefriedigt bleiben. Aber die alte übermäßig alte Theorie von den menschlichen Bedürfnissen besteht

weiter und veranlaßt, daß die Quelle des neuen Mangels an Befriedigung übersehen wird und daß ganz falsche Theorien über den Grund der Unbefriedigung erfunden werden. In diesem Sinne erscheint mir der Sozialismus als Allheilmittel ein Mißverständnis, denn er nimmt bereitwillig an, daß bessere wirtschaftliche Bedingungen aus sich heraus die Menschen glücklich machen werden. Es ist nicht nur eine Vermehrung der materiellen Güter, die die Menschen brauchen, sondern mehr Freiheit und Selbständigkeit, größere Möglichkeiten zu schöpferischem Tun, mehr Gelegenheit zu Lebensfreude, mehr freiwillige Zusammenarbeit und weniger unfreiwillige Dienstbarkeit für Zwecke, die nicht ihre eignen sind. Die Institutionen der Zukunft müssen helfen, all diese Dinge hervorzubringen, wenn die Vergrößerung unseres Wissens und unserer Herrschaft über die Natur voll ausgenützt werden soll für die Gestaltung eines glücklichen Lebens.

II

DER STAAT

Unter dem Einfluß des Sozialismus trat das fortschrittliche Denken der vergangenen Jahre meist für eine Vermehrung der Staatsgewalt ein, war aber mehr oder weniger feindlich gegen die Macht des Privatbesitzes. Der Syndikalismus dagegen befeindete die Macht des Staates und auch die des Privatbesitzes. Mir scheint, daß der Syndikalismus mehr Berechtigung hat als der Sozialismus, denn Privatbesitz wie Staat, die beiden machtvollsten Institutionen der modernen Welt, sind durch ein Übermaß von Macht lebensschädlich geworden und beschleunigen beide den Verlust an Vitalität, an dem die zivilisierte Welt in immer erhöhtem Maße leidet. Diese beiden Institutionen sind eng miteinander verbunden, doch im Augenblick will ich nur den Staat betrachten. Ich will versuchen zu zeigen, wie groß, wie unnötig, wie schädlich viele seiner Mächte sind und wie sie aufs äußerste verringert werden können, ohne daß ihre nützliche Wirksamkeit verloren ginge. Ich werde jedoch zugestehen, daß nach gewissen Richtungen seine Funktionen eher erweitert statt beschränkt werden sollten.

Einige der Funktionen des Staates, wie Post und Elementarerziehung, könnten auch durch Privat-Gesellschaften ausgeübt werden und werden vom Staat nur aus Bequemlichkeitsgründen unternommen. Aber andere Dinge, wie Gesetz, Polizei, Heer und Flotte, gehören wesentlicher dem Staate an: solange es einen Staat gibt, kann man sich diese Dinge nur schwer in privaten Händen vorstellen. Der Unterschied zwischen Sozialismus und

Individualismus betrifft nur die unwesentlichen Funktionen des Staates, welche der Sozialist zu erweitern und der Individualist einzuschränken wünscht. Ich möchte nur die wesentlichen Funktionen des Staates kritisieren, die von Sozialisten wie von Individualisten gleichermaßen anerkannt werden, denn die andern scheinen mir keinen besonderen Anlaß zum Einwand zu geben.

Das Wesen des Staates ist es, das Sammelbecken für die Kollektivkraft seiner Bürger zu sein. Diese Kraft nimmt zwei Formen an, eine innere und eine äußere. Die innere Gestalt dieser Kraft ist Gesetz und Polizei, die äußere ist die Kriegsmacht, verkörpert in Heer und Marine. Der Staat wird aufrecht erhalten dadurch, daß alle Bewohner eines bestimmten Landes ihre geeinte Kraft in Übereinstimmung mit den Anordnungen einer Regierung wirken lassen. In einem zivilisierten Staat wird die Gewalt gegen die eignen Bürger angewendet nur in Übereinstimmung mit im voraus festgelegten Regeln, die das Strafgesetz bilden. Die Anwendung von Gewalt Ausländern gegenüber ist dagegen nicht durch ein Gesetzbuch geregelt und sie erfolgt, mit wenigen Ausnahmen, in Hinsicht auf irgendein wirkliches oder ein eingebildetes nationales Interesse.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß eine Kraft, die gesetzmäßig angewendet wird, weniger schädlich ist als eine launenhaft verwendete. Wenn eine internationale Gesetzgebung genügend Rückhalt fände an dem guten Willen der Menschen, die Beziehungen der Staaten zu regeln, so wären wir ein sehr großes Stück weiter gekommen. Die primitive Anarchie, die dem Gesetz vorausgeht, ist schlimmer als das Gesetz. Aber ich glaube, daß es die Möglichkeit einer Daseinsstufe gibt, die höher steht als die gesetzliche, auf der die Vorteile, die heute durch das Gesetz gesichert sind, ohne Verlust von Freiheit gesichert sein werden, und ohne die Nachteile, die Gesetz und Polizei ihrerseits unvermeidlich mit sich bringen. Wahrscheinlich wird im Hintergrund irgendein Sammelbecken von Machtmitteln nötig bleiben, aber die Gewalt wird nur selten und nur in sehr geringem Maße Anwendung finden. Die Anarchie, die dem gesetzlichen Zustand vorausgeht, gibt Freiheit nur dem Starken, jedoch der Zustand, den wir anstreben sollen, wir möglichst einem jeden Freiheit geben. Und zwar nicht dadurch, daß er das Bestehen einer organisierten Macht ganz verhindert, sondern daß er die Gelegenheiten für ihre Anwendung möglichst beschränkt. Die Anwendung der staatlichen Machtmittel ist innerhalb der Staatsgrenzen nur beschränkt durch die Furcht vor Aufruhr, außerhalb durch die Furcht vor einer Niederlage im Krieg. Abgesehen von diesen Einschränkungen ist sie unbegrenzt. Der Staat kann sich des Besitztums der Bürger durch Besteuerung bemächtigen, kann das Ehe- und Erbrecht bestimmen, kann Meinungsäußerungen, die ihm mißlieblich sind, bestrafen, Menschen zum Tode verurteilen, weil sie die Zugehörigkeit des von ihnen bewohnten Bezirks zu einem andern Staate wünschen, und allen gesunden Männern befehlen, ihr Leben in Schlachten aufs Spiel zu setzen, sobald er einen Krieg als wünschenswert ansieht. In vielen Angelegenheiten ist es strafbar, wenn man zu den Zwecken und Meinungen des Staates in Widerspruch steht. Amerika und England waren vor dem Krieg wohl die freiesten Staaten der Welt. Und doch darf in Amerika kein Einwanderer landen, bevor er nicht Anarchie und Polygamie abgeschworen hat, und in England sind in den letzten Jahren Menschen ins Gefängnis gesetzt worden, wenn sie entweder einer Gegensätzlichkeit gegen die christliche Religion (Verfolgung wegen Gotteslästerung) oder aber ihrer Zustimmung zu den Lehren Christi Ausdruck gaben (Verfolgung der Syndikalisten). In Kriegszeiten ist jede Kritik an der auswärtigen Politik des Staates strafbar. Wenn gewisse Dinge der Majorität oder den gegenwärtigen Inhabern der Macht wünschenswert erscheinen, so sind diejenigen, die sie nicht als wünschenswert betrachten, Strafen und Torturen ausgesetzt, wie sie früher die

Ketzer zu erdulden hatten. Die Ausdehnung der auf diese Weise ausgeübten Tyrannei wird gerade durch ihren Erfolg verdeckt: wenige Menschen halten es für wert, sich einer zweifellos durchgreifenden und wirksamen Verfolgung auszusetzen.

Die allgemeine Wehrpflicht ist vielleicht das extremste Beispiel für die Macht des Staates und die beste Illustration für die Verschiedenheit seines Verhaltens gegenüber den eignen Bürgern und gegenüber den Bürgern anderer Staaten. Der Staat bestraft mit unparteiischer Strenge sowohl die, welche ihre Landsleute töten, als auch jene, die sich weigern, Ausländer zu töten. Das letztere wird im allgemeinen als das schwerere Verbrechen betrachtet. Man ist an das Phänomen des Krieges gewöhnt, und so unterlassen es die Menschen, sich seine Ungeheuerlichkeit klarzumachen. Denen, die von den Instinkten befangen sind, die Kriege herbeizuführen, scheint alles natürlich und vernünftig. Für die andern aber wächst ihrer Ungeheuerlichkeit mit ihrer scheinbaren Selbstverständlichkeit. Es ist erstaunlich, daß die große Mehrzahl der Menschen ein System erträgt, das sie zwingt, sich allen Greueln des Schlachtfeldes zu unterwerfen, sobald ihre Regierung es ihnen befiehlt. Ein französischer Künstler, der Politik indifferent und nur für seine Malerei interessiert, sieht sich plötzlich aufgeboten, Deutsche zu erschießen, die, wie ihm versichert wird, ein Schandfleck der Menschheit seien. Ein deutscher Musiker, der gleichfalls von nichts weiß, wird aufgeboten, die perfiden Franzosen zu erschießen. Warum können diese beiden Männer nicht eine gegenseitige Neutralität erklären? Warum überläßt man den Krieg nicht jenen, die ihn lieben und die ihn veranlassen? Wenn jedoch diese beiden Männer gegenseitige Neutralität erklärten, würden sie von ihren Landsleuten erschossen werden. Um diesem Schicksal zu entgehen, versuchen sie es, sich gegenseitig zu erschießen. Verliert die Welt den Maler, nicht den Musiker, so freut sich Deutschland, verliert die Welt den Musiker und nicht den Maler, so freut sich Frankreich. Keiner denkt an den Verlust der Zivilisation, der der gleiche ist, ob dieser oder jener getötet wurde.

Das ist Tollhaus-Politik. Wenn dem Maler und dem Musiker erlaubt worden wäre, sich vom Kriege fernzuhalten, so würde nur ausschließlich Gutes für die Menschheit daraus erwachsen. Die Staatsgewalt, die das unmöglich macht, ist durchaus schlecht, geradeso wie die Macht der Kirche es war, die in früheren Zeiten Menschen zum Tode verdammt, weil sie nicht rechtgläubig dachten. Ja, selbst wenn in Friedenszeiten ein internationaler Bund gegründet worden wäre, der aus Franzosen und Deutschen in gleicher Zahl hätte bestehen sollen, die alle verpflichtet gewesen wären, sich nicht am Kriege zu beteiligen, so würde der französische wie der deutsche Staat diesen Bund mit gleicher Wut verfolgt haben. Blinder Gehorsam, unbegrenzte Bereitwilligkeit, zu töten und zu sterben, werden von den modernen Bürgern einer Demokratie ebenso verlangt wie von den Janitscharen mittelalterlicher Sultane oder von den Geheimagenten der orientalischen Despoten.

Die Macht des Staates kann, wie es in England oft der Fall ist, mehr noch durch die öffentliche Meinung als durch Gesetze ausgeübt werden. Durch Reden und durch den Einfluß der Presse wird die öffentliche Meinung in weitem Maße durch den Staat geschaffen, und eine tyrannische öffentliche Meinung ist ein ebenso großer Feind für die Freiheit wie tyrannische Gesetze. Wenn ein junger Mann, der nicht kämpfen will, aus seiner Stellung entlassen und er auf der Straße beleidigt wird, wenn seine Freunde ihn mit Kälte behandeln und eine Frau, die ihn früher vielleicht gern hatte, ihn mit Spott überschüttet, so wird er diese Strafe genau so hart wie ein Todesurteil empfinden. Eine freie Gemeinschaft verlangt nicht nur gesetzmäßige Freiheit, sondern eine tolerante öffentliche Meinung, sie verlangt, daß jenes instinktive Nachspüren in den Angelegenheiten unserer Nachbar aufhöre, da unter

dem Vorwand, einen hohen moralischen Maßstab aufzustellen, irgendwelchen Leuten die Möglichkeit gibt, mit gutem Gewissen eine Neigung zu Grausamkeit und Verfolgung zu befriedigen. Schlecht von anderen zu denken, ist an sich noch kein Grund, gut von sich selbst zu denken. Aber solange man das nicht einsieht, und solange der Staat eine öffentliche Meinung herstellen kann, mit der seltenen Ausnahme, wo sie revolutionär ist, muß die öffentliche Meinung als ein ganz bestimmter Teil der staatlichen Macht angesehen werden.

Die Macht des Staates außerhalb seiner eignen Grenzen beruht in der Hauptsache auf Kriegsbedrohung. Eine gewisse Macht beruht auch darauf, daß er seine Bürger überzeugen kann, Geld zu leihen oder nicht zu leihen, aber das ist unwesentlich im Vergleich zu der Macht, die auf Armee und Flotte beruht. Die Betätigung des Staates nach außen ist selbstsüchtig – Ausnahmen hiervon sind so selten, daß man sie nicht zu beachten braucht. Manchmal wird die Selbstsucht gemildert durch die Notwendigkeit, sich das Wohlwollen anderer Staat nicht zu verscherzen, aber dadurch werden nur die angewandten Methoden abgeschwächt und nicht die verfolgten Ziele umgewandelt. Diese sind, von bloßer Verteidigung gegen andere Staaten abgesehen, teils Gelegenheiten zu erfolgreicher Ausbeutung schwacher und unzivilisierter Länder, teils Erwerb von Macht und Ansehen, was man für weniger materiell und für ruhmvoller ansieht als die Erwerbung von Geld. Auf der Jagd nach diesen Dingen zögert kein Staat, zahllose Ausländer zu töten, deren Glück sich nicht mit Ausbeutung und Unterwerfung verträgt, oder Landstriche zu verwüsten, in denen er es für nötig hält, Schrecken zu verbreiten. Von dem jetzigen Kriege abgesehen, haben in den letzten 20 Jahren viele Kleinstaaten und alle Großmächte (England in Süd-Afrika, Amerika auf den Philippinen, Frankreich in Marokko, Italien in Tripolis, Deutschland in Südwest-Afrika, Rußland in Persien und der Mandschurei, Japan in der Mandschurei), Österreich ausgenommen, solche Taten verübt. Und auch Österreich fehlte nicht der Wille dazu, nur die Gelegenheit.

Warum lassen sich die Menschen die Macht des Staates gefallen? Dafür gibt es vielerlei Gründe – einige sind alt, andere sehr aktuell und dringend.

Der traditionelle Grund für den Gehorsam gegen den Staat ist persönliche Loyalität für den Herrscher. Die europäischen Staaten entstanden unter dem Feudal-System und waren ursprünglich die verschiedenen Territorien im Besitz feudaler Oberhäupter. Aber diese Quelle des Gehorsams ist versiegt und hat kaum noch einen Wert außer in Japan und etwa in Rußland.

Das Zugehörigkeitsgefühl zu einem Stamme, da immer die Loyalität gegen den Herrscher unterstützte, ist noch ebenso stark als jemals und ist heute die Hauptstütze für die Macht des Staates. Fast jeder Mensch findet es wesentlich für sein Glück, sich als Glied einer Gruppe zu fühlen, die durch gemeinsame Freundschaften und Feindschaften belebt und zu Verteidigung und Angriff verbunden ist. Doch es gibt zweierlei Arten dieser Gruppen: solche, die im Wesentlichen Vergrößerungen der Familie sind, und solche, die für einen bewußten, gemeinsamen Zweck begründet sind. Nationen gehören zur ersten Art, Kirchen zur zweiten. In Zeiten, in denen die Menschen stark von Glaubensbekenntnissen beeinflußt werden, pflegen die nationalen Abgrenzungen zurückzutreten, wie sie es in den Religionskriegen nach der Reformation taten. In solchen Zeiten ist ein gemeinsamer Glaube ein stärkeres Band als eine gemeinsame Nationalität. In sehr viel geringerem Maße ist das gleiche in der modernen Welt durch das Aufkommen des Sozialismus bewirkt worden. Menschen, welche den Privatbesitz nicht gelten lassen, und die in den Kapitalisten ihren größten Feind sehen, haben

ein gemeinsames Band, welches die nationalen Grenzen überbrückt. Es hat sich nicht stark genug gezeigt, den Leidenschaften zu widerstehen, die der jetzige Krieg erregte, aber es hat bewirkt, daß unter Sozialisten die Leidenschaften weniger erbittert wurden als unter den anderen, und hat die Hoffnung lebendig erhalten, daß nach beendetem Krieg eine europäische Gemeinschaft wieder aufgebaut werde. In der Hauptsache jedoch hat das Fehlen von allgemein gültigen Glaubensbekenntnissen das Gefühl für eine Stammeszugehörigkeit groß werden lassen und hat den Nationalismus stärker gemacht, als er es in irgendeiner vorgehenden Periode der Weltgeschichte war. Wenige ernste Christen, einige wenige ernste Sozialisten haben in ihrem Glaubensbekenntnis eine Kraft gefunden, die fähig war, dem Ansturm der nationalen Leidenschaft zu widerstehen, aber es waren zu wenige, als daß sie den Lauf der Ereignisse hätten beeinflussen können oder auch nur den Regierungen ernst Besorgnis erregt hätten. Es ist vor allem das Gefühl für die Stammeszugehörigkeit, das die Einheit eines nationalen Staates erzeugt, aber dieses Gefühl allein erzeugt nicht seine Kraft. Diese ist hauptsächlich das Ergebnis zweier Befürchtungen, und beide haben ihre Berechtigung: die Furcht vor Verbrechen und Anarchie im Innern und die Furcht vor einem Angriff von außen.

Die innere Ordnung einer zivilisierten Gemeinschaft ist eine große Errungenschaft, die hauptsächlich durch die vermehrte Autorität des Staates hervorgebracht wird. Es ginge nicht an, daß friedfertige Bürger dauernd in der drohenden Gefahr lebten, ausgeraubt und gemordet zu werden. Zivilisiertes Leben wäre fast unmöglich, wenn Abenteurer mit dem Zweck zu plündern private Armeen organisieren könnten. Solche Verhältnisse bestanden im Mittelalter, und nicht ohne großen Kampf sind sie beseitigt worden. Viele, besonders die Reichen, die den größten Vorteil aus Gesetz und Ordnung ziehen, glauben, daß eine Verminderung der Staatsgewalt einen Zustand allgemeiner Anarchie zurückbringen würde. Sie betrachten Streiks als Vorzeichen der Auflösung. Sie fühlen sich beängstigt durch Organisationen wie die „Confédération Générale du Travail“ und die „International Workers of the World“. Sie denken an die französische Revolution und fühlen den nicht unnatürlichen Wunsch, den Kopf auf den Schultern zu behalten. Und besonders fürchten sie jede politische Theorie, welche private Verbrechen, wie Sabotage und politischen Mord, zu entschuldigen scheint. Gegen diese Gefahren sehen sie keinen anderen Schutz als die Aufrechterhaltung der Staatsautorität und den Glauben, daß jeglicher Widerstand gegen den Staat verwerflich sei.

Die Furcht vor der inneren Gefahr wird vergrößert durch die Furcht vor der äußeren. Jeder Staat ist zu allen Zeiten der Gefahr fremder Invasion ausgesetzt. Kein anderes Mittel ist bisher erdacht worden, um diese Gefahr zu verringern, als die Vermehrung der Rüstung. Aber die Rüstung, welche angeblich eine Invasion aufhalten soll, kann auch zu Invasionen gebraucht werden. Und so hat das Mittel, das man annahm, um die äußere Gefahr zu verringern, den Erfolg, sie zu vermehren und die zerstörende Gewalt eines ausgebrochenen Krieges außerordentlich zu vergrößern. So bekommt der Schrecken eine Allgewalt und der Staat Ähnlichkeit mit dem Wohlfahrtssausschuß. Das Gefühl der Stammeszugehörigkeit, aus der sich der Staat entwickelt, ist natürlich, und die Furcht, aus welcher der Staat seine Kraft herleitet, ist unter den augenblicklichen Umständen vernünftig. Und zu diesen zweien kommt in einem nationalen Staat noch eine dritte Quelle der Kraft: der Patriotismus als religiöse Erscheinung.

Patriotismus ist ein sehr kompliziertes Gefühl, aufgebaut aus primitiven Instinkten und hochintellektuellen Überzeugungen. Da ist die Liebe zum Heim, zur Familie und Freunden,

um derentwillen wir unser Land vor einem feindlichen Einfall schützen möchten. Da ist die gewissen instinktive Zuneigung zum Landsmann im Gegensatz zum Ausländer. Da ist der Stolz, der verknüpft ist mit dem Erfolg der Gemeinschaft, der wir uns zugehörig fühlen. Da ist der durch den Stolz angeregte und durch die Geschichte verstärkte Glaube, daß gerade unsre eigene Nation eine große Tradition repräsentieren und für Ideale einträte, die für die Menschheit von Wichtigkeit seien. Aber neben diesem allem ist noch ein anderes Element, das zugleich edler und mehr zum Angriff bereit ist, ein Element der Verehrung, des bewußten Opfers, des freudigen Aufgebens des individuellen Lebens in dem Leben der Nation. Dieses religiöse Element im Patriotismus ist wesentlich für die Stärke des Staates, weil es das Beste, das in den meisten Menschen vorhanden ist, in den Dienst des nationalen Opfers stellt.

Das religiöse Element im Patriotismus wird durch die Erziehung verstärkt, besonders durch die Kenntnis der Geschichte und Literatur des eignen Landes, vorausgesetzt, daß sie nicht Hand in Hand geht mit größeren Kenntnissen über die Geschichte und Literatur anderer Länder. In jedem zivilisierten Lande betont der Jugendunterricht mit Nachdruck die Verdienste der eignen Nation und die Fehler der anderen Nationen. So kommt es dazu, daß man allgemein glaubt, die eigne Nation verdiene ihres höheren Wertes wegen in einem Streit Unterstützung, gleichgültig, wie der Streit entstanden sei. Dieser Glaube ist so echt und tief daß durch ihn die Menschen geduldig, fast freudig, die durch den Krieg herbeigeführten Verluste, Beschwerden und Leiden erdulden. Wie jede aufrichtig geglaubte Religion gibt dieser Glaube eine Lebensanschauung, die sich auf Instinkt aufbaut, ihn aber zugleich verfeinert, und er verursacht eine Hingebung an ein Ziel, das über jedes persönliche Ziel hinausragt, aber die vielen persönlichen Ziele gleichsam in sich aufgehen läßt. Patriotismus als Religion ist jedoch unbefriedigend durch seinen Mangel an Universalität. Was er erstrebt, ist ein Gut nur für die eigne Nation, nicht für die ganze Menschheit. Die Wünsche, die er erweckt, sind in einem Engländer und in einem Deutschen nicht die gleichen. Eine Welt von Patrioten kann eine Welt voll von Kampf sein. Je intensiver eine Nation an ihren Patriotismus glaubt, je mehr wird sie fanatisch gleichgültig gegen den Schaden werden, den andere Nationen erleiden. Haben die Menschen erst einmal gelernt, eignes Wohl dem Wohl eines größeren Ganzen unterzuordnen, so gibt es keinen Grund, haltzumache, ehe man in diesem großen Ganzen die ganze Menschheit umfaßt. Es ist die Beimischung von Nationalstolz, der es der menschlichen Opferwilligkeit so leicht macht, an den Grenzen des eignen Landes stehen zu bleiben. Diese Beimischung ist es, die den Patriotismus vergiftet und die ihn als Religion auf eine tiefere Stufe stellt als die Glaubensbekenntnisse, die das Heil der ganzen Menschheit erstreben. Wir können es nicht verhindern, daß wir für unser eignes Land mehr Liebe empfinden als für andere Länder, und wir brauchen auch gar nicht zu wünschen, das zu vermeiden, wie wir auch nicht wünschen können, einen jeden Menschen in gleicher Weise zu lieben. Aber jede rechte Religion wird uns dazu führen, Ungleichheiten der Zuneigung aus Liebe zur Gerechtigkeit zu mildern und unsre Bestrebungen ins Universelle zu erheben in dem Gedanken an die allen Menschen gemeinsamen Nöte. Diese Umwandlung wurde im Judentum durch die christliche Religion hervorgerufen und muß in jeder bloß nationalen Religion geschehen, ehe sie rein dastehen kann. Im übrigen hat der Patriotismus noch manche andere Feinde zu überwinden. Sobald die Menschen durch Erziehung und Reisen größere Kenntnisse von fremden Ländern erwerben, muß ein Weltbürgertum entstehen. Und weiter gibt es eine Art von Individualismus, die immer häufiger wird, ein Sich-klar-werden darüber, daß jeder Mensch so frei als möglich sein sollte, um über seine eignen Ziele zu bestimmen, und nicht ein geographischer Zufall ihn

zwingen darf, Ziele zu verfolgen, die ihm durch die Volksgemeinschaft aufgenötigt werden. Sozialismus, Syndikalismus und antikapitalistische Bewegungen im allgemeinen sind in ihrer Tendenz gegen den Patriotismus, weil durch sie die Menschen sich bewußt werden, daß der augenblickliche Staat es sich sehr angelegen sein läßt, die Privilegien der Reichen zu verteidigen, und daß viele Konflikte zwischen den Staaten ihren Ursprung haben in den finanziellen Interessen weniger Plutokraten. Diese Art von Opposition ist vielleicht vorübergehend, ein bloße Zufälligkeit in dem Kampf der Arbeit um die Macht. Australien, wo die Arbeiterschaft sich ihrer Herrschaft sicherfühlt, ist voll von Patriotismus und Militarismus, denn man will verhindern, daß fremde Arbeiter an den Vorteilen einer privilegierten Stellung teilnehmen. Wenn England ein sozialistischer Staat würde, entwickelte es vielleicht einen ähnlichen Nationalismus. Aber wahrscheinlich ist es, daß solcher Nationalismus rein defensiv sein würde. Der Gedanke eines Angriffskrieges, der einen großen Verlust von Leben und Wohlstand für die Nation, die ihm huldigt, in sich schließt, würde wohl nur bei denen Einlaß finden, deren Herrschaftsgelüste verschärft worden sind durch die aus Privatbesitz herrührende Macht und durch die Einrichtungen des kapitalistischen Staates.

Das Unheil, das die außerordentliche Macht des Staates in der modernen Welt anrichtet, ist sehr groß und wird nur selten erkannt. Das größte durch den Staat hervorgerufene Übel ist die Erhöhung der Kriegsgefahr. Wenn alle Staaten ihre Kraft vermehren, bleibt das Gleichgewicht der Macht unverändert, und kein Staat hat größere Aussicht auf Sieg als vorher. Und wenn die Mittel zum Angriff da sind, so ist selbst dann, wenn ihr ursprünglicher Zweck die Verteidigung war, die Versuchung wahrscheinlich, sie früher oder später zu einer Vergewaltigung zu benutzen. So werden die gleichen Mittel, welche innerhalb der Staatsgrenzen die Sicherheit fördern, außerhalb derselben die Unsicherheit erhöhen. Es ist das Wesen des Staates, Gewalttaten im Innern zu unterdrücken und nach außen zu erleichtern. Der Staat bewirkt eine künstliche Einteilung der Menschheit und unsrer Pflichten ihr gegenüber: der einen Gruppe sind wir gesetzlich verpflichtet, der andern nur durch Straßenräuber-Klugheit. Der Staat ist durch seine ausschließliche Begrenzung zu etwas Schlechtem geworden und dadurch, daß er in einem Angriffskrieg zu einem Zusammenschluß von Mördern und Räubern wird. Das augenblickliche System ist sinnlos, weil äußere und innere Anarchie entweder beide recht oder beide unrecht sind. Das System wird ertragen, weil, solange die anderen es anerkennen, es als der einzige Weg zur Sicherheit angesehen wird und weil es die Freuden von Triumph und Herrschsucht sichert, die man in einer guten Volksgemeinschaft nicht findet. Würden diese Freuden nicht mehr begehrt oder wäre es nicht mehr möglich, sie zu erlangen, so wäre das Problem, die Sicherheit vor einem Einfall zu schützen, kein schweres.

Vom Kriege abgesehen ist der moderne Großstaat schädlich durch seine Ausdehnung und durch das hierdurch verursachte Gefühl individueller Hilflosigkeit. Kein Bürger, der die Bestrebungen des Staates nicht billigt, kann hoffen, - es sei denn, er sei ein Mann von außergewöhnlicher Begabung - daß er den Staat dazu überrede, Ziele zu verfolgen, die ihm als die besseren erscheinen. Sogar in einer Demokratie werden, mit sehr geringer Ausnahme, alle Fragen von einer kleinen Zahl offizieller und ausgesuchter Persönlichkeiten entschieden, und selbst die wenigen Fragen, die der Volksabstimmung überlassen sind, werden durch eine verworrene Massenpsyche gelöst und nicht durch individuelle Initiative. Dies ist besonders auffällig in einem Lande wie den Vereinigten Staaten, wo trotz der Demokratie die meisten Menschen in bezug auf alle großen Ergebnisse ein Gefühl fast vollkommener Machtlosigkeit haben. In einem so ausgedehnten Lande ist der Volkswille wie

eine Naturkraft und scheint fast wie diese der Beeinflussung jeglicher Menschen entrückt. Dieser Stand der Dinge gibt nicht nur Amerika, sondern allen großen Staaten etwas von der Müdigkeit und Entmutigung, die wir mit dem römischen Kaiserreich verbinden. Moderne Staaten lassen, im Gegensatz zu den kleinen Stadt-Staaten des alten Griechenlands oder des mittelalterlichen Italiens, wenig Raum für Initiative und versagen meistens darin, in den Menschen irgendein Gefühl von Fähigkeit zu entwickeln, auf ihr politisches Schicksal einzuwirken. Die wenigen Männer, die in solchen Staaten zur Macht gelangen, sind Menschen von außergewöhnlichem Ehrgeiz, verbunden mit der Fähigkeit zu Schmeichelei und Gewandtheit in Geschäften. Alle übrigen sind durch die Überzeugung ihrer eignen Machtlosigkeit ausgeschaltet.

Ein merkwürdiges Überbleibsel alter monarchischer Staatsidee ist die Überzeugung, daß der Wunsch nach Loslösung von Seiten irgendeines Teils der Bevölkerung eine besondere Schlechtigkeit bedeute. Wenn Irland und Polen Unabhängigkeit verlangen, so hält man es für selbstverständlich, diesem Wunsch heftigen Widerstand entgegenzusetzen und jeden Verwirklichungsversuch als „Hochverrat“ zu verurteilen. Das einzige Gegenbeispiel, dessen ich mich erinnere, ist die Trennung von Norwegen und Schweden, die gerühmt, aber nicht nachgemacht wurde. In andern Fällen haben nur Niederlagen im Krieg Staaten dazu veranlaßt, auf Landgebiete zu verzichten. Wenn man auch diese Haltung als selbstverständlich ansieht, so hätten doch die Staaten sie nicht angenommen, wenn sie besseren Zielen zustrebten. Der Grund für die Annahme liegt darin, daß der Hauptzweck aller großen Staaten Macht ist, besonders Macht im Kriege. Und Kriegsmacht wird durch den Einschluß auch widerwilliger Bürger oft vermehrt. Wäre das Wohlbefinden der Bürger der Endzweck des Staates, so würde die Frage, ob ein bestimmtes Land angeschlossen bleiben oder einen besonderen Staat bilden sollte, der freien Entscheidung jenes Landes überlassen bleiben. Würde dieser Grundsatz anerkannt, so wäre einer der Hauptursachen des Krieges vorgebeugt und eines der gewalttätigsten Elemente des Staates beseitigt. Die Hauptquelle des durch den Staat verursachten Unheils ist die Tatsache, daß Macht sein Hauptzweck ist. In Amerika ist das nicht der Fall, weil Amerika vor einem Angriff sicher ist. Aber in allen anderen großen Nationen ist das Hauptstreben des Staates, das größtmögliche Maß äußerer Macht zu besitzen. Aus diesem Grunde ist die Freiheit der Bürger beschränkt und antimilitaristische Propaganda wird streng bestraft. Diese Stellungnahme wurzelt in hochmütigem Stolz und Furcht: Stolz, der sich weigert, nachgiebig zu sein, und Furcht, die besorgt ist, daß das Ergebnis fremden Dünkels mit dem eignen Stolz in Konflikt gerate. Es scheint etwas wie ein historisches Unglück zu sein, daß diese beiden Leidenschaften, welche durchaus nicht die politischen Leidenschaften des gewöhnlichen Mannes erschöpfen, so vollkommen die auswärtige Politik des Staates bestimmen. Ohne Stolz gäbe es keine Veranlassung zur Furcht: Furcht aufseiten einer Nation ist die Folge davon, daß man hochmütigen Stolz auf der Seite einer andren Nation voraussetzt. Herrschsucht und der Mangel an gutem Willen, Streitfälle anders zu erledigen als durch Gewalt oder Drohung von Gewalt, sind Gewohnheiten, die durch den Besitz an Macht außerordentlich gefördert werden. Menschen, die daran gewöhnt sind, Macht anzuwenden, werden selbstherrlich, streitsüchtig und unfähig, in einem Gleichstehenden etwas anders als einen Rivalen zu sehen. Es ist bekannt, daß Lehrerkonferenzen häufiger großen Streitigkeiten ausgesetzt sind als die der meisten ähnlichen Körperschaften. Jeder Schulmeister versucht, die andern ebenso zu behandeln, wie er seine Jungens behandelt. Die andern nehmen diese Behandlung übel, und er nimmt die Empfindlichkeit übel. Menschen, die gewohnt sind, Autorität zu besitzen, sind zu freundschaftlicher Unterhandlung besonders ungeeignet. Die offiziellen Beziehungen des

Staates sind jedoch meistens in den Händen von Männern, die in ihrem eignen Lande große Autorität besitzen. Das ist natürlich ganz besonders der Fall in einem Staat, in dem ein Monarch tatsächlich die Regierung führt. Weniger trifft es zu unter der Regierung einer Oligarchie und noch weniger bei Annäherung an wirkliche Demokratie. In einem gewissen Maße stimmt es jedoch für alle Länder, denn Ministerpräsidenten und Staatssekretäre sind notwendigerweise Autoritätspersonen. Der erste Schritt dazu, diesem Zustand abzuweichen, ist der, daß der Durchschnittsbürger ernsthaftes Interesse an den auswärtigen Angelegenheiten nimmt und darauf besteht, daß der Nationalstolz nicht seine andern Interessen gefährden darf. In der Erregung des Krieges wird er willens sein, allem dem Staat zu opfern, aber in ruhigen Zeiten wird er sich weit eher als die Menschen in autoritativer Stellung klarmachen, daß auswärtige Angelegenheiten, ebenso wie Privatsachen, freundschaftlich nach allgemeinen Grundsätzen und nicht brutal durch Gewalt und Gewaltandrohung erledigt werden sollten.

Die Wirkung persönlicher Stellungnahme der Regierenden kann man sehr deutlich bei den Streitigkeiten der Arbeiterschaft sehen. Französische Syndikalisten behaupten, daß der Staat nur ein Produkt des Kapitalismus sei, eine der Waffen, die das Kapital in seinem Kampf mit der Arbeit verwende. Selbst in demokratischen Staaten bekräftigt vieles diese Ansicht. Bei Streiks ist es üblich, Soldaten aufzubieten, um die Streikenden zu überwältigen. Trotzdem die Arbeitgeber viel geringer an Zahl und viel leichter zu überwältigen sind, werden Soldaten niemals gegen diese verwendet. Wenn Arbeits-Unruhen die Industrie eines Landes lähmen, so wirft man den Arbeitern mangelnden Patriotismus vor, und nicht den Unternehmern, obgleich es klar ist, daß die Verantwortung auf beiden Seiten liegt. Der Hauptgrund für diese Haltung der Regierungen ist der, daß die sie bildenden Persönlichkeiten durch ihren Entwicklungsgang, wenn nicht durch Geburt, derselben Bevölkerungsklasse angehören wie die großen Unternehmer. Neigung und gesellschaftliche Verbindung bringen sie vielfach dahin, daß sie Streiks und Aussperrungen vom Standpunkt der Reichen aus betrachten. Die öffentliche Meinung und die Notwendigkeit, politische Anhänger zu beschwichtigen, korrigieren in einer Demokratie diese plutokratischen Einflüsse, welche in Arbeiterfragen auf die Ansichten der Regierungen einwirken, bedingen sie auch in auswärtigen Angelegenheiten, und besonders nachteilig, weil hier der Durchschnittsbürger viel geringere Möglichkeit hat, zu einem unabhängigen Urteil zu gelangen.

Durch Unterdrückung im Innern, doch mehr noch durch Krieg und durch Furcht vor Krieg, ist die übergroße Macht des Staates eine der Hauptursachen des Elends in der modernen Welt und einer der Hauptgründe für die Entmutigung, welche die Menschen daran hindert, ihre volle geistige Entwicklung zu erreichen. Es müssen Mittel gefunden werden, diese übergroße Macht zu beseitigen, wenn die Menschen nicht einer allgemeinen Verzweiflung verfallen sollen, wie es im römischen Kaiserreich der Fall war. Der Staat hat einen durchaus guten Zweck, und das ist die Ersetzung der Gewalt durch das Gesetz in den Beziehungen der Menschen untereinander. Dieser Zweck kann jedoch nur durch einen Weltstaat völlig erreicht werden, denn ohne ihn können internationale Beziehungen nicht dem Gesetz unterworfen werden. Doch, obgleich Gesetz besser ist als Gewalt, ist Gesetz doch nicht der beste Weg, Streitigkeiten zu schlichten. Das Gesetz steht sehr auf Seiten des Veralteten und Überwundenen, zu wenig auf Seiten des Kommenden und Wachsenden. Solange das Gesetz in der Theorie oberste Autorität ist, wird es von Zeit zu Zeit durch innere Revolutionen und äußere Kriege umgewandelt werden müssen. Dies kann allein verhindert werden durch eine stete Bereitwilligkeit, das Gesetz entsprechend dem bestehenden Gleichgewicht der Kräfte zu ändern. Geschieht dies nicht, so wird die Notwendigkeit, an die Gewalt zu appellieren,

früher oder später unwiderstehlich werden. Wenn ein Weltstaat oder ein Völkerbund Wert haben soll, so muß er Fragen nicht durch Gesetzesparagrafen entscheiden, wie das Haager Schiedsgericht es tun würde, sondern so weit als möglich im gleichen Sinn, wie sie durch einen Krieg entschieden worden wären. Die Aufgabe der gesetzmäßigen Macht würde es sein, den Appell an die Gewalt unnötig zu machen und nicht Entscheidungen zu fällen, die im Widerspruch ständen zu denen, die Gewalt erreichen würde.

Diese Ansicht mag von manchen für unmoralisch gehalten werden. Man kann einwenden, das Ziel der Zivilisation sollte Gerechtigkeit sein und nicht eine Unterstützung des Starken. Aber wenn man diese Antithese gelten läßt, so vergißt man, daß auch Gerechtigkeitsliebe Macht in Bewegung setzen kann. Eine gesetzgebende Gewalt, die einen Streitfall gerade so zu entscheiden versucht, wie er entschieden würde, wenn man an Macht appellierte, wird notwendigerweise Gerechtigkeit mit in Voranschlag bringen, vorausgesetzt, daß Gerechtigkeit so offensichtlich auf der einen Seite ist, daß uninteressierte Parteien willens sind, den Kampf zu ihren Gunsten aufzunehmen. Wenn in den Straßen von London ein starker Mann einen schwachen tötlich angreift, so ist das Schwergewicht der Kraft auf seiten des schwachen, weil, selbst wenn die Polizei nicht erschiene, zufällig Vorbeigehende zu seiner Hilfe herbeieilen würden. Es ist pure Heuchelei, von einem Kampf der Macht gegen das Recht zu sprechen und dabei einen Sieg des Rechtes zu erhoffen. Besteht ein tatsächlicher Kampf zwischen Macht und Recht, so muß das Recht unterliegen. Im letzten Grunde meint man aber mit diesem Satz, daß die stärkere Seite nur durch das Rechtsbewußtsein der Menschen zur stärkeren geworden ist. Doch das menschliche Rechtsbewußtsein ist sehr subjektiv und ist nur ein Faktor in der Entscheidung des Übergewichts der Macht. Von einer gesetzgebenden Gewalt soll man aber nicht verlangen, daß sie durch ihr persönliches Rechtsgefühl entscheide, sondern daß sie in einer Weise tue, die einen Appell an Gewalt als unnötig erscheinen läßt.

Bisher habe ich davon gesprochen, was der Staat nicht tun sollte, und komme nun zu dem, was er tun sollte. Abgesehen vom Krieg und der Aufrechterhaltung der inneren Ordnung gibt es gewisse mehr positive Funktionen, die der Staat ausübt, und gewisse andre, die er ausüben sollte.

Wir können in bezug auf diese positiven Funktionen zwei Grundsätze festlegen. Erstens: es gibt Dinge, in welchen die Wohlfahrt der Allgemeinheit davon abhängig ist, daß tatsächlich ein gewisses Minimum erreicht wird. In solchen Fällen hat der Staat ein Recht, darauf zu bestehen, daß dies geschieht.

Zweitens: es gibt Fälle, in welchen der Staat dadurch, daß er auf die Durchführung des Gesetzes besteht, verschiedene Formen von Gerechtigkeit zum mindesten möglich macht, die sonst durch den Zorn der Opfer verhindert worden wären. Solchen Ungerechtigkeiten sollte der Staat soweit als möglich vorbeugen.

Das offensichtlichste Beispiel für eine Sache, in der die öffentliche Wohlfahrt abhängig ist von einem allgemeinen Minimum, ist Gesundheitspflege und die Verhütung ansteckender Krankheiten. Ein einziger Seuchenfall kann, wenn er vernachlässigt wird, ein ganzes Gemeinwesen ins Unglück bringen. Niemand kann vernünftigerweise aus allgemeinen Gründen der Freiheit verteidigen, daß man einen Menschen, der mit Seuche behaftet ist, die Möglichkeit lasse, die Ansteckung überall ihn zu verbreiten. Genau die gleichen Erwägungen sind auf Abwässerungen, Bekanntmachung von Fiebern und verwandte Dinge anwendbar.

Die Beschränkung der Freiheit bleibt ein Übel, aber in machen Fällen ist sie zweifellos ein kleineres als die Verbreitung von Krankheit, wie sie durch eingeschränkte Freiheit verursacht werden könnte. Die Ausrottung von Malaria und von Gelbem Fieber durch Vernichtung von Moskitos ist vielleicht das schlagendste Beispiel für das Gute, das auf diese Weise getan werden kann. Wenn jedoch die Vorteile gering und zweifelhaft sind, die Beschränkung der Freiheit aber groß, so ist es besser, daß man ein gewisses Maß sonst vermeidbarer Krankheit erträgt, als daß man eine wissenschaftliche Tyrannei erduldet.

Der Schulzwang fällt in das gleiche Kapitel wie die Gesundheitspflege. Die Existenz von unwissenden Massen in einer Bevölkerung ist eine Gefahr für die Allgemeinheit. Gibt es einen beträchtlichen Prozentsatz von Analphabeten, so muß die ganze Maschinerie der Regierung dieser Tatsache Rechnung tragen. In ihrer modernen Form wäre Demokratie unmöglich in einer Nation, in der viele Menschen nicht lesen können. Hier aber besteht nicht die gleiche Notwendigkeit von absoluter Verallgemeinerung wie bei den sanitären Maßnahmen. Den Zigeunern, deren Art zu leben die Erziehungsautoritäten fast unmöglich gemacht haben, hätte wohl erlaubt werden können, eine pittoreske Ausnahme zu bleiben. Aber von solchen ziemlich unwichtigen Ausnahmen abgesehen, ist das Argument für den Schulzwang unanfechtbar.

Was der Staat gegenwärtig in der Kinderfürsorge tut, ist eher zu wenig als zu viel. Kinder sind nicht fähig, ihre eignen Interessen zu wahren, und die elterliche Verantwortlichkeit läßt oft zu wünschen übrig. Es ist klar, daß allein der Staat darauf bestehen kann, daß die Kinder mit dem Minimum an Wissen und Gesundheit ausgerüstet werden, wie es in heutiger Zeit das Gewissen der Allgemeinheit verlangt.

Die Unterstützung wissenschaftlicher Forschung ist eine andre Angelegenheit, die rechtmäßig der Staatsgewalt zukommt, denn die Entdeckungen bereichern die Allgemeinheit, während die Versuche Kosten erfordern und niemals mit Gewißheit persönlichen Erfolg gewähren. Hier steht Großbritannien hinter allen zivilisierten Staaten zurück.

Die zweite Art von Machtbefugnissen, die der Staat besitzen sollte, sind solche, die auf einer Verringerung Ungleichheiten hinzielen. Auf diese wird von den Sozialisten besonderer Nachdruck gelegt. Das Gesetz schafft oder erleichtert Monopole, und Monopole haben die Möglichkeit, von der Allgemeinheit eine Steuer zu erpressen. Ein auffallendes Beispiel dafür ist der Privatbesitz von Land. Die Eisenbahnen werden zurzeit staatlich beaufsichtigt, denn die Fahrpreise sind durch Gesetz festgelegt. Es ist klar, daß unbeaufsichtigt sie einen gefährlichen Grad an Macht erlangen würden. Solche Beobachtungen würden, wenn sie allein ständen, den vollkommenen Sozialismus rechtfertigen. Aber ich halte Gerechtigkeit wie auch Gesetz für zu starr, um als höchstes politisches Prinzip zu dienen: sie enthält in ihrer Verwirklichung keinerlei Samen zu neuem Leben, noch irgendeinen Antrieb zur Entwicklung. Deshalb ist es wichtig, daß wir uns überlegen, wenn wir eine Ungerechtigkeit abstellen möchten, ob wir nicht dadurch den Antrieb zu irgendeiner lebenskräftigen Tat vernichten, die schließlich für die Allgemeinheit nützlich gewesen wäre. Meiner Anschauung nach ist jedoch mit dem Privatbesitz von Grund und Boden, noch mit irgendeinem anderen Rentenbezug, keine solche lebendige Tat verbunden. Und ist dies der Fall, so müßte der Staat der erste Rentenempfänger sein.

Doch wenn man dem Staat all diese Machtvollkommenheiten einräumt, was wird dann aus dem Versuch, die individuelle Freiheit seiner Tyrannei zu entziehen?

Die ist ein Teil des großen Problems, das allen denen gegenübertritt, die noch die Ideale des Liberalismus vertreten, nämlich das Problem, Freiheit und persönliche Initiative mit Organisation zu vereinigen. Mehr und mehr werden Politik und Wirtschaftsleben von großen Organisationen beherrscht, denen gegenüber das Individuum in Gefahr ist, machtlos zu werden. Der Staat ist die größte dieser Organisationen und die ernsthafteste Bedrohung der Freiheit. Und doch hat es den Anschein, als ob viele seiner Funktionen eher erweitert statt verkürzt werden müßten. Einen Weg gibt es, in dem sich Organisation und Freiheit vereinigen. Er besteht in einer Förderung der Macht freiwilliger Organisationen, deren Mitglieder ihnen darum angehören, weil die die Zwecke für wichtig halten, Zwecke, die nicht durch Zufall oder äußere Gewalt vorgeschrieben sind. Da der Staat ein geographisches Gebilde ist, kann er nicht ein gänzlich freiwillige Vereinigung sein. Aber gerade deshalb ist eine starke öffentliche Meinung notwendig, damit er von einem tyrannischen Gebrauch seiner Kräfte zurückgehalten werde. In den meisten Angelegenheiten kann diese öffentliche Meinung nur zustande kommen durch einen Zusammenschluß derer, die bestimmt gemeinsame Interessen und Wünsche haben.

Die positiven Zwecke des Staates, wertvoller als der, die Ordnung aufrecht zu erhalten, sollten möglichst nicht durch den Staat selbst, sondern durch unabhängige Organisationen ausgeführt werden, die vollkommene Freiheit hätten, solange sie durch Aufrechterhaltung des notwendigen Minimums dem Staat keinen Anlaß zu Unzufriedenheit geben. In gewissem Grade ist das heute in bezug auf die Elementar-Erziehung der Fall. Auch die Universitäten können in Sachen der höheren Bildung und Forschung als staatliche Aufgabe angesehen werden, nur daß es hier kein Minimum des zu erreichenden Zieles geben kann. In der wirtschaftlichen Sphäre sollte der Staat Kontrolle ausüben, die Initiative aber anderen überlassen. Es ist durchaus notwendig, daß die Gelegenheiten zur Entfaltung von Initiative vervielfältigt werden und daß jedes Individuum einen möglichst großen Anteil an Initiative erhält; denn geschieht das nicht, wird ein allgemeines Gefühl von Unfähigkeit und Entmutigung um sich greifen. Es sollte ein dauerndes Bestreben sein, die mehr positiven Seiten der Regierung freiwilligen Organisationen zu überlassen, da der Zweck des Staates nur darin besteht, Tätigkeit zu verlangen und eine freundschaftliche Erledigung von Streitigkeiten zu garantieren, sei es innerhalb oder außerhalb seiner Grenzen. Und hiermit sollte die größtmögliche Toleranz gegenüber Ausnahmen und ein möglichst geringes Festhalten an starrem System verbunden sein.

Viel kann erreicht werden durch Selbstverwaltung der Gewerbe oder der Bezirke. Dies ist der originellste Gedanke im Syndikalismus, und er ist wertvoll als ein Damm gegen die Tyrannei, die die Allgemeinheit über gewissen Klassen ihrer Glieder auszuüben versucht sein könnte. Alle starken Organisationen, die eine abgeschlossene öffentliche Meinung verkörpern, wie Gewerkschaften, Genossenschafts- und Berufsvereine sowie Universitäten, sind als Schutz der Freiheit und Gelegenheit zu Initiative zu begrüßen. Denn eine starke öffentliche Meinung ist zugunsten der Freiheit nötig. Die alten Kämpfe um Freiheit des Gedankens und Freiheit der Rede, die man für siegreich beendet hielt, werden von neuem ausgefochten werden müssen, denn die meisten Menschen wollen nur *den* Meinungen Freiheit gewähren, die zufälligerweise populär sind. Institutionen können nicht ihre Freiheit bewahren, wenn sich die Menschen nicht darüber klar sind, daß Freiheit wertvoll ist, und wenn sie nicht den festen Willen haben, sie aufrecht zu erhalten.

Man hat herkömmlicherweise gegen ein imperium in imperio Bedenken, aber das ist nichts anderes als die Eifersucht des Tyrannen. Tatsächlich enthält der moderne Staat viele Organisationen, denen gegenüber er machtlos ist, außer in dem einen Fall, daß sich die öffentliche Meinung gegen sie empört. Mr. Lloyd Georges langer Kampf mit der medizinischen Berufsgenossenschaft wegen des Versicherungsgesetzes war voller homerischer Glücksschwankungen. 1915 brachten die Walliser Bergleute, die eine erregte Nation hinter sich hatten, die ganze Staatsgewalt in Verwirrung. Von einem Konflikt mit den Finanzleuten will keine Regierung auch nur im Traum etwas wissen. Wenn alle anderen Klassen zu Patriotismus ermahnt werden, erlaubt man ihnen ihre 4½ Prozent und eine Erhöhung der Zinsen ihrer Konsols. Überall sieht man ein, daß eine Berufung auf *ihren* Patriotismus keine große Weltkenntnis beweisen würde. Es widerspricht der staatlichen Tradition, ihr Geld etwa durch die Drohung zu erpressen, daß man ihnen den polizeilichen Schutz entziehen wolle. Dies ist nicht in der Schwierigkeit solcher Maßregel begründet, sondern nur in der Tatsache, daß großer Reichtum unser aller Bewunderung erweckt, und daß wir den Gedanken nicht ertragen können, ein reicher Mann werde mit Geringschätzung behandelt.

Die Existenz starker Organisationen innerhalb des Staates, wie die der Gewerkschaften, ist unwünschenswert nur von dem Standpunkt der offiziellen Behörde, die unbegrenzte Macht auszuüben wünscht, oder von dem der rivalisierenden Organisationen, wie dem Arbeitgeber-Verband, der lieber einen unorganisierten Gegner haben möchte. In Anbetracht der Größe des Staates können die meisten Menschen, - außer in untergeordneten Organisationen, die für spezielle Zwecke gebildet sind, - nur wenig politische Betätigung für ihre Initiative finden. Ohne Gelegenheit, diese zu betätigen, verlieren die Menschen ihre soziale Kraft und ihr Interesse an öffentlichen Angelegenheiten: sie werden eine Beute für üble Drahtzieher und Sensationsmacher, welche die Kunst besitzen, eine müde und unstete Aufmerksamkeit zu fesseln. Ein Heilmittel dafür ist die Vergrößerung, nicht die Verringerung der Macht freiwilliger Organisationen, um durch sie jedem Menschen einen politischen Wirkungskreis, der seinen Fähigkeiten und Interessen entspricht, zu geben und um die Funktionen des Staates soweit als möglich einzuschränken auf die Aufrechterhaltung des Friedens zwischen rivalisierenden Interessen. Der wesentliche Verdienst des Staates ist es, daß er im Innern die Anwendung von Gewalt durch Privatpersonen verhindert. Seine wesentlichen Nachteile sind, daß er die Anwendung von Gewalt nach außen fördert, und daß er durch seine große Ausdehnung selbst in einer Demokratie jedem einzelnen ein Gefühl von Machtlosigkeit gibt. In einer späteren Vorlesung werde ich auf die Frage, wie ein Krieg verhindert werden kann, zurückkommen. Das Gefühl individueller Machtlosigkeit kann jedoch nicht durch Rückkehr zu einem kleinen Stadt-Staat verhindert werden, die genau so reaktionär wäre wie die Rückkehr zum maschinenlosen Zeitalter. Das muß geschehen durch eine Methode, die in der Richtung der augenblicklichen Tendenzen liegt. Eine solche Methode wäre die vermehrte Übertragung positiver politischer Initiative an Körperschaften, die freiwillig für spezielle Zwecke gebildet sind, und die dem Staat ungefähr die Stellung einer föderativen Autorität oder eines Schiedsgerichtshofes ließen. Der Staat würde sich dann darauf beschränken, auf irgendeinen Vergleich der rivalisierenden Interessen zu bestehen: sein einziger Grundsatz bei der Herbeiführung des rechten Vergleichs wäre es zu versuchen, den für alle in Betracht kommenden Parteien zu Schluß annehmbarsten Maßstab zu finden. Das ist die Richtung, zu welcher der demokratische Staat natürlicherweise hinneigt, soweit er nicht durch Krieg oder Kriegsfurcht hiervon abgelenkt wird. Solange der Krieg eine täglich drohende Gefahr bleibt, wird auch der Staat ein Moloch bleiben, der

zuzeiten das Leben des Individuums und immer dessen ungehinderte Entwicklung in dem unfruchtbaren Kampf um Vorherrschaft im Wettbewerb mit anderen Staaten opfert. In den inneren wie in den auswärtigen Angelegenheiten ist der Krieg der schlimmste Feind der Freiheit.

III

KRIEG ALS INSTITUTION

Wenn auch die meisten Nationen sich in den meisten Zeiten in Friedenszustand befinden, ist doch Krieg eine der ständigen Institutionen aller freien Völker, gerade wie das Parlament eine unsrer ständigen Institutionen ist, wenn es auch nicht dauernd tagt. Den Krieg als eine ständige Institution will ich betrachten: warum die Menschen ihn dulden; - warum sie ihn nicht dulden sollen; -welche Hoffnung besteht, daß sie dazu gelangen, ihn nicht mehr zu dulden, und wie ihn abschaffen könnten, wenn sie das wünschten.

Der Krieg ist ein Streit zwischen zwei Parteien, von denen eine jede versucht, so viel als möglich von der andern Partei zu töten und zu verstümmeln, um dadurch irgendein gewünschtes Ziel zu erreichen. Dieses Ziel ist entweder Macht oder Reichtum. Es ist eine Lust, Herrschaft über andere Menschen auszuüben, und es ist eine Lust, von dem Ertrag anderer Leute Ertrag zu leben. Der Sieger im Krieg kann mehr von diesen Freuden genießen als der Besiegte. Aber der Krieg ist wie alle andern natürlichen Betätigungen nicht so sehr durch das in Aussicht stehende Ziel bedingt, als durch einen Impuls zu der Betätigung als solcher. Sehr oft wünschen die Menschen ein Ziel nicht um seiner selbst willen, sondern weil ihre Natur die Handlungen verlangt, die zu diesem Ziel führen. Und so ist es in diesem Fall: die Ziele, die durch den Krieg erreicht werden sollen, erscheinen in der Ferne weit wichtiger, als sie erscheinen, wenn sie verwirklicht sind, denn der Krieg selbst ist die Erfüllung einer Seite unsrer Natur. Entsprängen die menschlichen Handlungen den Wünschen nach dem, was in der Tat Glück bringt, so hätten die rein vernunftgemäßen Argumente gegen den Krieg ihm längst ein Ende bereitet. Was es so schwierig macht, den Krieg zu unterdrücken, ist, daß er mehr einem Impuls entspringt als einer Berechnung der Vorteile, die durch den Krieg erreicht werden sollen.

Von polizeilicher Gewaltanwendung unterscheidet sich der Krieg durch die Tatsache, daß die Handlungen der Polizei durch eine neutrale Autorität angeordnet werden, während im Krieg die streitenden Parteien selbst die Gewalt in Bewegung setzen. Diese Unterscheidung ist nicht absolut, denn der Staat verhält sich nicht immer ganz neutral bei inneren Tumulten.

Wenn Streikende niedergeschossen werden, so steht der Staat auf seiten der Reichen. Wenn dem Staat entgegenstehende Meinungen bestraft werden, so ist der Staat offensichtlich eine der Parteien des Streites. Und von der Unterdrückung individueller Meinung bis zum Bürgerkrieg sind alle Abstufungen möglich. Aber allgemein gesprochen kann eine Gewaltanwendung, die gesetzmäßig im voraus durch die Volksgemeinschaft als Ganzes festgelegt ist, unterschieden werden von der Gewaltanwendung eines Volkes aus Anlässen, über die eines der beiden Völker der alleinige Richter ist. Ich habe mich bei diesem Unterschied aufgehalten, weil ich nicht glaube, daß die Anwendung von Gewalt durch die Polizei gänzlich ausgeschaltet werden kann, und ich denke, eine ähnliche Anwendung von Gewalt in internationalen Angelegenheiten ist die beste Hoffnung für einen dauernden Frieden. Gegenwärtig werden internationale Angelegenheiten durch den Grundsatz geregelt, daß eine Nation nicht einschreiten darf, ohne daß es ihre Interessen verlangen: Diplomatischer Gebrauch verbietet eine Intervention zur bloßen Aufrechterhaltung des internationalen Rechtes. Amerika kann protestieren, wenn amerikanische Bürger durch deutsche Unterseeboote versenkt werden, darf aber nicht protestieren, wenn keine amerikanischen Bürger in Mitleidenschaft gezogen sind. Der Fall wäre analog in inneren Angelegenheiten, wollte die Polizei bei einem Mord nur dann einschreiten, wenn zufälligerweise ein Polizist getötet worden wäre. Solange dieses Prinzip in den Beziehungen der Staaten die Oberhand hat, kann die Macht der Neutralen nicht wirksam zu Kriegsverhinderung angewendet werden.

In jedem zivilisierten Lande wirken zwei Kräfte zusammen, um Krieg hervor zu rufen. In normalen Zeiten sind wenige Menschen – gewöhnlich ein kleiner Prozentsatz der Bevölkerung – kriegerisch gesinnt: sie sagen den Krieg voraus und sind offensichtlich nicht unglücklich in dieser Voraussicht. Solange der Krieg nicht drohend ist, zollt die Masse der Bevölkerung diesen Leuten wenig Aufmerksamkeit und leistet ihnen weder Unterstützung noch Widerstand. Aber wenn der Krieg anfängt, sehr nach zu erscheinen, ergreift ein Kriegsfieber die Menge des Volkes, und jene, die schon vorher kriegerisch waren, finden sich enthusiastisch unterstützt von allen mit Ausnahme einer unbedeutenden Minderheit. Die Impulse, welche das Kriegsfieber erregen, sind ziemlich verschieden von jenen, welche einige Menschen in gewöhnlichen Zeiten kriegerisch machen. Wohl nur gebildete Menschen sind in gewöhnlichen Zeiten kriegsliebend, denn sie allein besitzen ein lebendiges Wissen von andern Ländern oder von der Rolle, welche ihre eigne Nation in den Angelegenheiten der Welt spielen könnte. Jedoch es ist nur ihr Wissen, nicht ihre Natur, die sie von ihren unwissenden Landsleuten unterscheidet.

So war – um ein sehr deutliches Beispiel zu nehmen – die deutsche Politik in den Jahren vor dem Krieg nicht dem Krieg abgeneigt und nicht freundlich gegenüber England. Es lohnt sich zu versuchen, den Gemütszustand zu verstehen, aus dem diese Politik entsprang.

Schon die Männer, welche die deutsche Politik leiten, sind so sehr Patrioten, wie es in Frankreich und England fast unbekannt ist. Die Interessen Deutschlands erscheinen ihnen fraglos als die einzigen Interessen, die sie zu beachten notwendig haben. Welche Ungerechtigkeit bei der Verfolgung dieser Interessen möglicherweise ausgeübt, welche Zerstörungen über Bevölkerungen und Städte gebracht werden, welcher unersetzlicher Nachteil für die Zivilisation entstehen kann, das braucht von ihnen nicht betrachtet zu werden. Wenn sie das erreichen können, was sie als Vorteile für Deutschland ansehen, so ist alles übrige ohne Bedeutung.

Der zweite bemerkenswerte Punkt der deutschen Politik ist, daß ihre Vorstellung von nationaler Wohlfahrt hauptsächlich durch den Vergleich bestimmt wird. Es ist nicht die innere Wohlfahrt Deutschlands, weder die materielle noch die geistige, welche die Führer Deutschlands als wichtig ansehen, es der *vergleichsweise* Wohlstand im Verhältnis zu andern zivilisierten Ländern. Aus diesem Grunde erscheint ihnen die Zerstörung von Gütern im Ausland fast ebenso wünschenswert wie die Schaffung von Gütern in Deutschland. In den meisten Teilen der Welt wird Frankreich als die zivilisierteste der Nationen angesehen. Französische Literatur, Kunst und Lebensweise üben mehr Anziehung auf die Fremden aus als die Deutschlands. England hat die politische Freiheit entwickelt und die Kunst, ein Weltreich mit einem Minimum von Zwang aufrecht zu erhalten, in einer Art, zu der Deutschland bisher keine Fähigkeit gezeigt hat. Dies sind Ursachen von Neid, und Neid sucht zu zerstören, was in andern Ländern Gutes ist. Deutsche Militaristen urteilten ganz richtig, daß das, was in Frankreich und England das Beste war, durch einen großen Krieg wahrscheinlich zerstört würde, selbst wenn in dem jetzigen Kampf Frankreich und England nicht unterliegen sollten. Ich habe eine Liste junger französischer Schriftsteller gesehen, die auf dem Schlachtfeld getötet wurden. Wahrscheinlich haben auch die deutschen Autoritäten sie gesehen und haben mit Freuden überlegt, daß durch ein weiteres Jahr solcher Verluste Frankreichs Literatur für eine Generation, durch den Verlust der Tradition vielleicht für immer zerstört sein würde. Jeder Ausfall gegen die Freiheit in unseren kriegerisch gesinnten Zeitungen, jede Ermunterung zu Verfolgungen wehrloser Deutscher, jedes Zeichen von wachsender Wildheit in unsrer Haltung muß von deutschen Patrioten mit Entzücken gelesen werden als Beweis ihres Erfolges, uns unseres Besten zu berauben und uns zu zwingen, gerade das Schlechteste in Preußen nachzuahmen.

Aber um was die Führer Deutschland uns am meisten beneidet haben, ist Macht und Wohlstand. Die Macht, die herrührt aus der Beherrschung Meere und der Handelsstraßen, der Wohlstand, der herrührt aus der industriellen Vorherrschaft eines Jahrhunderts. Sie glauben, daß in diesen beiden Punkten ihre Verdienste die unsren übertreffen. Sie haben viel mehr Denken und Überlegung an militärische und industrielle Organisation verwendet. Ihre Durchschnitts-Intelligenz und ihr Durchschnitts-Wissen stehen höher, ihre Befähigung, ein erreichbares Ziel vereint und mit Vorbedacht zu verfolgen, ist unendlich viel größer. Und doch haben wir, wie sie glauben, bloß wegen eines Vorsprungs in dem Rennen, ein bedeutend größeres Weltreich erlangt, als sie es haben, und eine sehr viel größere Beherrschung des Kapitals. Dies alles ist unerträglich, - nichts als ein großer Krieg kann es ändern. Neben all diesen Gefühlen haben viele Deutsche, besonders die uns am besten kenne, einen starken Haß gegen uns, der in unserm Stolz seine Ursache hat. Farinata degli Uberti betrachtete die Hölle „come avesse lo Inferno in gran dispetto“. Geradeso sehen nach deutschen Berichten gefangene englische Offiziere umher zwischen jenen, die sie gefangen nahmen, und halten sich von ihnen fern, als ob die Feinde schädliche, schmutzige Geschöpfe, Kröten, Schnecken oder Tausendfüßler seien, die ein Mensch nicht willentlich berührt, und die er mit Ekel abschüttelt, wenn er gezwungen war, es einen Augenblick zu tun. Man kann es sich leicht vorstellen, wie die Teufel Farinata haßten, und daß sie größere Strafen über ihn verhängten als über seinen Nachbarn, in der Hoffnung, durch ein leises Zurückweichen von seiner Seite Beachtung zu erlangen, und daß sie zur Raserei getrieben wurden dadurch, daß er weiter so tat, als ob sie nicht existierten. Genau ebenso geraten die Deutschen außer sich über unsere geistige Unbeweglichkeit. Im Grunde haben wir die Deutschen betrachtet wie Fliegen an einem heißen Tage: sie sind lästig, man muß sie fortreiben, aber es würde einem nicht einfallen, ihnen aus dem Wege zu gehen. Als die

anfängliche Siegesgewißheit für eine Zeit dahinschwand, da fingen wir an, die Deutschen im Stillen gern zu haben. Hätten wir in unsern militärischen Unternehmungen weiter versagt, so würden wir mit der Zeit wohl wahrgenommen haben, daß sie menschliche Wesen seien nicht gerade eine lästige Sache. Dann vielleicht würden wir sie gehaßt haben mit einem Haß, den übel zu nehmen sie keinen Grund gehabt hätten. Und von solchem Haß wäre es nur ein kurzer Weg gewesen zu einer aufrichtigen Annäherung.

Das Problem, das gelöst werden muß, wenn die Zukunft der Welt weniger entsetzlich sein soll als ihre Gegenwart, ist das Problem zu verhindern, daß Nationen in die Gesinnungen verfallen, die England und Deutschland hatten beim Ausbruch des Krieges.

Diese zwei Nationen, so wie sie in jenem Augenblick waren, könnte man fast als mythische Darstellungen von Stolz und Neid ansehen, von kaltem Stolz und von heißem Neid. Deutschland schrie leidenschaftlich: „Du England, geschwollen und abgelebt, du überschattest mein ganzes Wachstum. Deine verdorrten Zweige halten die Sonne ab, auf mich zu scheinen, und den Regen, mich zu ernähren. Dein ausgebreitetes Laubwerk muß beschnitten, deine symmetrische Schönheit muß zerstört werden, damit auch ich Freiheit habe zum Wachsen, und meine junge Kraft nicht länger behindert werde!“ – England, gelangweilt und gleichgültig, beachtet nicht die Forderungen auswärtiger Mächte und versucht geistesabwesend den emporgekommenen Ruhestörer wegzujagen. Aber der Emporkömmling ist nicht wegzujagen und hält selbst jetzt noch stand mit einiger Aussicht, seinen Ansprüchen Geltung zu verschaffen. Die Ansprüche und der Widerstand ihnen gegenüber sind gleichermaßen töricht. Deutschland hatte keinen wirklichen Grund zum Neid, wir hatten keinen wirklichen Grund zum Widerstand gegen alles, was sich in den deutschen Ansprüchen mit der Fortdauer unserer Existenz vertrug. Gibt es eine Methode, um solche wechselseitige Torheit in der Zukunft zu verhindern?

Ich glaube, wenn entweder die Engländer oder die Deutschen fähig wären, die Sache mehr vom Standpunkt individueller Wohlfahrt als dem des nationalen Stolzes zu betrachten, so würden sie gesehen haben, daß es in jedem Augenblick des Krieges das klügste gewesen wäre, sofort unter den besten erreichbaren Bedingungen Frieden zu schließen. Dieser Verlauf wäre – davon bin ich überzeugt – der vorteilhafteste für jede einzelne Nation wie auch für die Zivilisation im allgemeinen gewesen. Das Schlimmste, was der Feind durch einen ungünstigen Frieden dem andern auferlegen könnte, wäre eine Kleinigkeit im Vergleich zu dem, was alle Nationen sich selbst auferlegen, wenn sie weiterkämpfen. Was uns dieser offensichtlichen Tatsache gegenüber blind macht, ist Stolz, - Stolz, der die Anerkennung einer Niederlage unerträglich macht, und der sich als Vernunft verkleidet dadurch, daß er uns von allen möglichen Übeln überzeugen will, welche die Folge des Eingeständnisses der Niederlage sein sollen. Aber das einzig wirklich Schlimme einer Niederlage ist die Demütigung, und Demütigung ist etwas Subjektives; - wir werden uns nicht gedemütigt fühlen, wenn wir uns davon überzeugen lassen, daß es ein Fehler war, sich in den Krieg einzulassen, und daß es besser ist, andern Aufgaben nachzugehen, die nicht von der Weltherrschaft abhängig sind. Wenn Deutschland oder England dies innerlich zugeben würden, so könnte jeder Friede, der nicht nationale Unabhängigkeit zerstörte, angenommen werden ohne einen wirklichen Verlust jener Selbstachtung, die zum Leben wesentlich ist.

Die Stimmung, mit welcher Deutschland in den Krieg zog, war abscheulich, aber sie war genährt worden durch die gewohnheitsmäßige Stimmung England. Wir haben uns groß getan mit unserm Länderbesitz und unserm Reichtum, wir sind zu allen Zeiten bereit

gewesen, mit der Gewalt unserer Waffen zu verteidigen, was wir in Indien und Afrika erobert haben. Wenn wir selbst die Bedeutungslosigkeit einer Weltherrschaft dargetan und den guten Willen gezeigt hätten, Kolonien an Deutschland abzutreten, ohne auf eine Drohung mit Gewalt zu warten, hätten wir imstande sein können, die Deutschen zu überzeugen, daß ihr Ehrgeiz töricht sei, und daß die Achtung der Welt nicht durch eine imperialistische Politik zu gewinnen war. Aber durch unseren Widerstand haben wir gezeigt, daß wir ihren Standpunkt teilen. Wir, die Besitzenden, ließen uns von den Status quo fesseln. Die Deutschen waren willens, Krieg zu führen, um den Status quo umzuwerfen, wir waren willens, Krieg zu führen, um zu verhindern, daß er zu Deutschlands Gunsten umgeworfen wurde. So überzeugt waren wir von der Heiligkeit des Status quo, daß wir uns niemals klarmachten, wie vorteilhaft er für uns war, oder wie wir dadurch, daß wir auf ihm bestanden, die Verantwortlichkeit für den Krieg teilten. In einer Welt, in der Nationen wachsen und vergehen, wo Kräfte wechseln und Bevölkerungen eingeengt werden, ist es nicht möglich oder wünschenswert, den Status quo für immer aufrecht zu erhalten. Wenn der Friede erhalten werden soll, so müssen die Nationen lernen, ungünstige Veränderungen der Landkarte anzunehmen ohne das Gefühl, daß sie erst im Kriege unterliegen müssen, oder daß im Nachgeben sie sich einer Demütigung aussetzen.

Dadurch, daß die Legitimisten und die Friedensfreunde auf der Aufrechterhaltung des Status quo bestanden, ist Deutschland in den Militarismus getrieben worden. Deutschland hat ebenso gut Recht auf ein Weltreich als irgendeine andre Macht, konnte es aber nur durch den Krieg erreichen. Die Friedensliebe ist zu sehr mit einer starren Auffassung der internationalen Beziehungen verbunden gewesen. Wir wissen alle aus den wirtschaftlichen Kämpfen, daß das, was von der Arbeiterklasse kraftvoll ist, dem „industriellen Frieden“ entgegensteht, denn die bestehende Verteilung des Wohlstandes wird hier als ungerecht empfunden. Jene, die sich einer privilegierten Position erfreuen, geben sich Mühe, ihre Ansprüche aufrecht zu erhalten, indem sie sich auf den Wunsch nach Frieden berufen und diejenigen in Verruf bringen, welche den Klassenkampf fordern. Es fällt ihnen niemals ein, daß die Kapitalisten, wenn sie sich den Veränderungen entgegen stellen, ohne zu überlegen, ob sie gerechtfertigt sind, die Verantwortung am Klassenkampf teilen. Und in genau der gleichen Weise teilt England die Verantwortung an dem Krieg Deutschlands. Wenn der gegenwärtige Krieg jemals aufhören soll, werden politische Methoden notwendig sein, um die Resultate zu erreichen, die jetzt nur durch ein erfolgreiches Kämpfen erreicht werden können, und Nationen werden freiwillig ihnen ungünstige Forderungen zuzulassen haben, wenn sie in dem Urteil Neutraler gerecht erscheinen.

Nur durch ein solches Prinzip, das sich verkörpert in einem Parlament der Nationen, mit freier Machtbefugnis, die Länderverteilung zu ändern, kann der Militarismus dauernd überwunden werden. Es kann sein, daß der gegenwärtige Krieg bei den westlichen Nationen eine Änderung der Gesinnung und eine Einsicht hervorbringt, die eine solche Einrichtung möglich macht. Es kann sein, daß noch mehr Kriege und noch mehr Zerstörungen notwendig sein werden, ehe die Majorität der zivilisierten Menschen sich gegen die Brutalität und nichtswürdige Zerstörung des modernen Krieges auflehnt. Aber wenn nicht unsere Höhe der Zivilisation und unsere Macht des aufbauenden Denkens dauernd herabsinken sollen, so wird früher oder später – woran ich nicht zweifle – Vernunft die blinden Impulse besiegen, welche Nationen jetzt zum Kriege führen. Und wenn eine starke Majorität der Großmächte fest entschlossen wäre, den Frieden zu wahren, so bestände keine Schwierigkeit, eine diplomatische Maschinerie zur Erledigung von Streitfällen auszudenken und ein Erziehungswesen einzuführen, das dazu geeignet wäre, den Gemütern der Jugend eine

unzerstörbaren Abscheu vor der Schlächtereie einzupflanzen, die sie heute zu bewundern gelehrt werden.

Neben den bewußten und bedachten Kräften, die zum Kriege führen, bestehen noch die verschwommenen Gefühle der Masse, die in den meisten zivilisierten Ländern immer bereit sind, auf das Zureden der Staatsmänner hin in ein Kriegsfieber auszubrechen. Wenn der Friede gesichert werden soll, so muß die Neigung zum Kriegsfieber irgendwie vermindert werden. Wer darin Erfolg haben will, muß zuvor verstehen lernen, was Kriegsfieber ist und warum es auftritt.

Die Menschen, die einen wichtigen Einfluß in der Welt haben, sei es im Guten oder im Bösen, werden in der Regel durch ein dreifaches Verlangen beherrscht: als Erstes wünschen sie eine Tätigkeit, in welcher sie die Fähigkeiten, in denen sie sich besonders leistungsfähig fühlen, voll entfalten können; zweitens wollen sie das Gefühl haben, Widerstand erfolgreich zu überwinden; drittens suchen sie die Achtung anderer in bezug auf ihren Erfolg. Der dritte dieser Wünsche fehlt manchmal: einige große Menschen sind ohne dies „letzte Schwäche“ gewesen und zufrieden in dem eignen Bewußtsein des Erfolges oder auch nur in der Freude an schwieriger Anstrengung. Aber in der Regel sind alle drei Wünsche vorhanden. Die Talente einiger Menschen sind spezialisiert, so daß bei ihnen die Wahl der Tätigkeit durch die Natur ihrer Fähigkeit begrenzt ist. Andere haben in ihrer Jugend eine so große Mannigfaltigkeit möglicher Fähigkeiten, daß ihre Wahl hauptsächlich bestimmt ist durch den Grad der Achtung, den die öffentliche Meinung den verschiedenen Arten des Erfolges zollt.

Die gleichen Wünsche, gewöhnlich in einem weniger ausgeprägten Maße, bestehen auch in den Menschen, die keine außergewöhnlichen Talente besitzen. Aber solche Menschen können nicht etwas sehr Schwieriges durch ihre individuellen Anstrengungen erreichen. Für sie als Einzelwesen ist es unmöglich, das Gefühl von Größe oder den Triumph, starken Widerstand überwunden zu haben, zu erreichen. Ihre Einzelleben sind ereignislos und langweilig. Des Morgens gehen sie auf das Bureau oder an den Pflug, abends kommen sie zurück, müde und schweigsam, zu der Eintönigkeit von Frau und Kind. In dem Glauben, daß Sicherheit das höchste Gut sei, haben sie sich gegen Krankheit und Todesfall versichert und eine Beschäftigung gefunden, aus der sie eine Entlassung kaum zu fürchten brauchen und einen großen Aufstieg nicht erhoffen können. Aber der einmal erworbenen Sicherheit folgt die Nemesis der Langeweile. Abenteuerlust, Einbildungskraft und Wagemut stellen auch ihre Ansprüche. Wie aber können diese Ansprüche durch den gewöhnlichen Lohnarbeiter befriedigt werden? Selbst wenn es möglich wäre, sie zu befriedigen, haben die Ansprüche von Frau und Kindern den Vorrang und dürfen nicht vernachlässigt werden.

In irgendeinem Augenblick plötzlicher Krise wird es diesem Opfer der Ordnung und guten Organisation bewußt, daß er einer Nation angehört, daß seine Nation etwas wagen und sich in schwierige Unternehmungen verwickeln könne, und daß sie die heiße Leidenschaft des ungewissen Kampfes genießen und durch militärische Expeditionen nach dem Berg Sinai und dem Garten Eden der Einbildungskraft und Abenteuerlust Anregung geben könne. Was seine Nation tut, das tut in gewissem Sinne auch er, was seine Nation leidet, das leidet auch er. Die langen Jahre persönlicher Sicherheit rächen sich durch einen wilden Sturz in den allgemeinen Wahnsinn. All die schrecklichen Pflichten von Wirtschaftlichkeit, Ordnung und Fürsorge, die er im persönlichen Leben zu erfüllen gelernt hat, werden in öffentlichen Angelegenheiten als unanwendbar angesehen: es ist patriotisch und edel, für die Nation tollkühn zu sein, wenn es auch falsch sein würde, tollkühn für sich selbst zu sein. Die alten

primitiven Leidenschaften, welche die Zivilisation verleugnet hat, sprudeln durch die Unterdrückung um so stärker hervor. In einem Augenblick bilden sich Einbildungskraft und Instinkt um Jahrhunderte zurück, und der wilde Mensch der Wälder kommt aus dem geistigen Gefängnis hervor, in das er eingesperrt war. Das ist der tiefere Teil der Psychologie des Kriegsfiebers.

Aber außer dem irrationalen und instinktiven Element des Kriegsfiebers besteht immer noch, und sei es nur als ein auslösender Faktor der primitiven Impulse, eine gewisse Summe scheinbar vernünftiger Überlegung und etwas, was euphemistisch „Denken“ genannt wird. Das Kriegsfieber ergreift sehr selten eine Nation, ohne daß sie glaubt, sie werde siegreich sein. Fraglos überschätzen die Menschen unter dem Einfluß der Erregung ihre Aussichten auf Erfolg. Aber es besteht ein gewisses Verhältnis zwischen dem Erhofften und dem, was ein vernünftiger Mensch erwarten kann. Obgleich Holland geradeso human ist wie England, hatte es doch nicht das Verlangen, Belgiens wegen am Kriege teilzunehmen, denn die Möglichkeit einer Niederlage war offensichtlich überwiegend. Wenn die Londoner Bevölkerung gewußt hätte, wie sich der Krieg entwickeln würde, wäre sie an jenem einstmaligen Geschäftsfeiertage des August weniger begeistert gewesen. Eine Nation, die eine frische Kriegserfahrung hinter sich, und die gelernt hat, daß ein Krieg fast immer schmerzlicher ist, als man beim Ausbruch erwartet, ist dem Kriegsfieber weniger ausgesetzt als eine neu heranwachsende Generation. Das rationale Element im Kriegsfieber ist den Regierungen und Journalisten, welche den Krieg wünschen, wohl bekannt, was man aus ihren unentwegten Verkleinern der Gefahren des Krieges, den sie hervorzurufen wünschen, sehen kann. Beim Beginn des Südafrikanischen Krieges wurde Sir William Butler abgesetzt, augenscheinlich weil er die Überzeugung ausgesprochen hatte, daß sechzigtausend Mann und drei Monate nicht genügen würden, um die Buren-Republiken zu überwältigen. Und als sich der Krieg als lang und schwierig erwies, wendete sich die Nation gegen jene, die ihn angezettelt. Ich denke, ohne der Vernunft einen zu großen Anteil an dem menschlichen Angelegenheiten zuzugestehen, daß eine Nation nicht an Kriegsfieber leiden würde in einem Fall, in dem jeder vernünftige Mensch eine Niederlage als sehr wahrscheinlich erkennen könnte.

Die Wichtigkeit dieses Umstandes liegt darin, daß er einen Angriffskrieg bei geringen Aussichten auf Erfolg sehr unwahrscheinlich machen würde. Wenn die friedliebenden Nationen genügend stark wären, um offensichtlich fähig zu sein, die Nationen, die willens wären, einen Angriffskrieg zu wagen, niederzukämpfen, so müßten diese friedliebenden Nationen ein Bündnis schließen und übereinkommen, vereint gegen jede Nation zu kämpfen, welche sich weigerte, ihre Ansprüche einem internationalen Gerichtshof zu unterbreiten. Vor dem jetzigen Krieg konnte man vernünftigerweise hoffen, den Frieden der Welt auf irgendeine solche Weise zu sichern. Aber die militärische Stärke Deutschlands hat gezeigt, daß eine solche Idee gegenwärtig keine große Aussicht auf Erfolg hat. Vielleicht man sie jedoch an einem nicht fernen Zeitpunkt durch die Entwicklung der amerikanischen Politik eher ermöglicht werden.

Die wirtschaftlichen und politischen Kräfte, welche für den Krieg arbeiten, wären leicht im Zaum zu halten, wenn in allen zivilisierten Nationen die starker Friedenswille vorhanden wäre. Aber solange die Völker dem Kriegsfieber unterworfen sind, muß jede Arbeit für den Frieden sehr fraglich sein. Könnte das Kriegsfieber nicht erregt werden, so wären politische und wirtschaftliche Kräfte machtlos, einen langen und sehr zerstörenden Krieg hervor zu rufen. Das fundamentale Problem für den Pazifisten ist, den kriegerischen Impulsen zuvor zu

kommen, welche ganze Volksgemeinschaften von Zeit zu Zeit ergreifen. Und dies kann nur geschehen durch weitreichende Änderungen der Erziehung, des wirtschaftlichen Aufbaus der Gesellschaft und des Moralkodex, durch den die öffentliche Meinung das Leben von Männern und Frauen beherrscht.

Ein großer Teil der Impulse, welche jetzt Nationen zu Kriegen veranlassen, sind als solche wesentlich für jedes kraftvolle oder fortschreitende Leben. Ohne Phantasie und ohne Liebe zu Abenteuern wird eine Gesellschaft bald stagnierend und beginnt zu zerfallen. Der Kampf – vorausgesetzt, er ist nicht zerstörend und brutal – ist notwendig, um die Tätigkeit der Menschen anzuregen und dem Lebendigen den Sieg zu sichern über das, was tot und bloß traditionell ist. Der Wunsch nach Triumph der eignen Sache, das Gefühl der Solidarität mit großen Gemeinschaften, das sind nicht Dinge, die ein vernünftiger Mensch vernichten möchte. Sie sind nur von Übel, wenn sie in Tod, Zerstörung und Haß ihren Ausweg finden. Das Problem ist, diese Impulse zu erhalten, ohne daß sie Kriege veranlassen.

Alle Utopien, die bisher konstruiert wurden, sind unerträglich trübe und matt. Jeder Mensch, der irgendwelche Kraft in sich hat, würde lieber in dieser Welt leben mit all ihren gräßlichen Schrecken als in Platons Republik oder zwischen Swifts Houyhnhms. Die Menschen, welche Utopien aufstellen, gehen aus von einer gänzlich falschen Auffassung dessen, was den Wert des Lebens ausmacht. Sie glauben, daß es möglich sei, einen gewissen Gesellschaftszustand und eine gewisse Lebensweise auszudenken, welche ein für allemal als gut anerkannt und dann für alle Zeiten fort dauern müßte. Sie machen es sich nicht klar, daß der größere Teil des menschlichen Glückes abhängig ist von Tätigkeit und nur ein sehr kleiner Teil in passiven Vergnügen besteht. Sogar das Glück, das tatsächlich im Vergnügen besteht, ist für die meisten Menschen nur befriedigend, wenn es sich zwischen die Zeiten der Tätigkeit einschleibt. Sozialreformer, ebenso wie Erfinder von Utopien vergessen nur zu leicht diese sehr offensichtliche Tatsache der menschlichen Natur. Sie sorgen sich mehr darum, daß der Mensch Muße hat und mehr Gelegenheit, sie zu genießen, als daß sie ihm seine Arbeit selbst befriedigender, mehr im Einklang mit seinen Impulsen gestalten, und daß sie dieser Arbeit eine nähere Beziehung zu Schaffensdrang und dem Wunsch, die Kräfte anzuwenden, geben. Arbeit ist in der modernen Welt für fast alle, welche von Einnahmen abhängen, bloße Arbeit, nicht eine Verkörperung des Wunsches nach Tätigkeit. Wahrscheinlich ist dies zu einem beträchtlichen Teil unvermeidlich. Aber so weit es verhütet werden kann, muß etwas geschehen, um einigen der Impulse, die den Krieg veranlassen, ein friedliches Sichauswirken zu verschaffen. Es würde natürlich leicht sein, Frieden zu sichern, wenn es keine Kraft in der Welt gäbe. Das römische Reich war friedlich und unproduktiv, die Athener unter Perikles waren die produktivste und fast die am meisten kriegsliebende Gemeinde, welche die Geschichte kennt. Die einzige Art der Produktion, in der unser eignes Zeitalter sich hervortut, ist Wissenschaft, und in Wissenschaft steht Deutschland, die kriegerischste der Großmächte, an der Spitze. Es hat keinen Wert, die Beispiele zu vervielfältigen. Aber es ist offenbar, daß dieselbe vitale Energie, welche das Beste hervorbringt, auch Krieg und Liebe zum Krieg zeitigt. Dies ist die Basis der Opposition gegen den Pazifismus, die von vielen Menschen gefühlt wird, deren Bestrebungen und Betätigungen in keiner Weise brutal sind. Pazifismus drückt in der Praxis zu häufig einen bloßen Mangel an Kraft aus, und nicht die Weigerung, die Kraft zu einer Behinderung anderer zu gebrauchen. Wenn Pazifismus Erfolg und eine gute Wirkung haben soll, so muß er für die Kraft, die jetzt Nationen zu Krieg und Zerstörung führt, eine Auswirkung finden, die mit humanem Gefühl im Einklang steht.

Dieses Problem wurde von William James in einer wundervollen Denkschrift über „Das moralische Equivalent des Krieges“ behandelt, die er einem Pazifistischen Kongreß während des Spanisch-Amerikanischen Krieges 1898 übergab. Das Problem konnte nicht besser formuliert werden, und soviel ich weiß, ist James der einzige Schriftsteller, der das Problem richtig angefaßt hat. Aber seine Lösung ist nicht von gleichem Wert. Vielleicht ist eine solche nicht möglich. Das Problem jedoch ist von Bedeutung: jede neue friedliche Auswirkung der menschlichen Energie verringert die Kraft, welche die Nationen zum Kriege drängt, und macht den Krieg weniger häufig und weniger heftig. Und als eine Frage von Bedeutung läßt sie mehr oder weniger teilweise Lösungen zu.

Jeder tatkräftige Mensch braucht irgendeine Art von Kampf, ein Bewußtsein, Widerstand zu überwinden, um zu fühlen, daß er seine Fähigkeiten gebraucht. Unter dem Einfluß der Sozialwissenschaft hat sich die Anschauung verbreitet, daß Wohlstand das wünschenswerteste Gut sei. Diese Anschauung hat die Tendenz, sich selbst zu bestätigen, denn die Handlungen der Menschen sind öfter von dem bestimmt, was sie glauben zu wünschen, als von dem, was sie wirklich wünschen. Die weniger kraftvollen Glieder eines Gemeinwesens wünschen in der Tat oft Wohlstand, weil er ihnen die Möglichkeit gibt, ihrem Gefallen an passiven Vergnügen nachzugehen und sich ohne besondere Mühe Achtung zu verschaffen. Aber die energischen Männer, welche große Vermögen erwerben, wünschen selten das tatsächliche Geld: sie wollen durch Kampf das Gefühl von Macht haben und die Freude an erfolgreicher Tätigkeit. Deshalb sind oft jene, die das Geld am rücksichtslosesten erwerben, die Bereitwilligsten, es wieder fortzugeben. Dafür gibt es unter den amerikanischen Millionären verschiedene bekannte Beispiele. Der einzig wahre Kern in der Wirtschaftstheorie, daß diese Leute durch Wunsch nach Geld zur Tätigkeit angeregt werden, ist dies: weil man *glaubt*, daß das Geld wünschenswert sei, wird die Erwerbung eines Vermögens als ein Beweis von Erfolg betrachtet. Man wünscht sichtbaren und unbezweifelten Erfolg. Der aber kann nur dadurch erreicht werden, daß man einer der wenigen ist, welcher ein von vielen erstrebtes Ziel erreichen. Aus diesem Grunde hat die öffentliche Meinung großen Einfluß, die Tätigkeit kraftvoller Menschen zu bestimmen. In Amerika wird ein Millionär höher geschätzt als ein großer Künstler. Dies veranlaßt die Menschen, welche entweder das eine oder das andere werden könnten, lieber Millionäre zu werden. Während der Renaissance wurden in Amerika große Künstler höher geschätzt als Millionäre, und der Erfolg war das Gegenteil von dem, wie es in Amerika heute ist.

Einige Pazifisten und alle Militaristen verachten soziale und politische Kämpfe. Die Militaristen haben von ihrem Standpunkt aus recht, aber mir scheint, daß die Pazifisten einen Fehler begehen. Konflikte zwischen politischen Parteien, Konflikte zwischen Kapital und Arbeit und überhaupt alle jene Prinzipien-Kämpfe, welche den Krieg nicht in sich schließen, dienen oft nützlichen Zwecken und richten wenig Unheil an. Sie vermehren das Interesse der Menschen an öffentlichen Angelegenheiten, sie gewähren eine verhältnismäßig unschuldige Auswirkung der Kampflust, und sie helfen Gesetze und Institutionen zu ändern, wenn wechselnde Bedingungen und größeres Wissen den Wunsch nach einer Änderung wecken. Alles, was das politische Leben intensiver macht, wird leicht ein friedliches Interesse derselben Art hervorbringen wie das Interesse, das zu Kriegsverlangen führt. Und in einem demokratischen Gemeinwesen geben politische Fragen jedem Wähler ein Gefühl von Initiative, Macht und Verantwortlichkeit, das ihm etwas über die enge Abenteuerlosigkeit seines Lebens hinweghilft. Das Ziel der Pazifisten sollte es sein, den Menschen mehr und mehr politischen Einfluß auf ihr eignes Leben zu geben und im

besonderen, Demokratie in die industriellen Verwaltungen einzuführen, wie die Syndikalisten es raten.

Das Problem für den nachdenkenden Pazifisten ist zwifach: wie seinem eignen Land den Frieden erhalten und wie den Frieden der Welt bewahren. Es ist unmöglich, daß der Weltfriede gewahrt bleiben kann, wenn Nationen der Gesinnungsart zugänglich sind, in der Deutschland den Krieg begann – es sei denn, daß eine Nation so offensichtlich stärker wäre als alle andern zusammen genommen und dadurch der Krieg für diese ein unnötig würde und hoffnungslos für die andern. Als dieser Krieg sich in die öde Länge zog, werden sich viele Menschen gefragt haben, ob nationale Unabhängigkeit den Preis wert ist, der dafür bezahlt werden muß. Wäre es nicht vielleicht besser, den allgemeinen Frieden durch die Vorherrschaft einer Macht zu sichern? „Den Frieden durch eine Weltföderation zu sichern“ – so hätte ein guter Pazifist während der ersten zwei Kriegsjahre argumentieren könne – „setzt bei Regierungen und Völkern einen schwachen Schimmer von Vernunft voraus und kommt deshalb nicht in Frage. Aber ihn dadurch zu sichern, daß man Deutschland erlaubt, Europa seine Bedingungen vorzuschreiben, wäre leicht. Und weil es keinen andern Weg gibt, den Krieg zu beenden“ – so würde unser Anwalt des Friedens – jeden – Preis uns zu überreden suchen – „so laßt uns diesen Weg gehen, denn er ist der, der im Augenblick für uns gangbar ist.“ Es lohnt sich, diesen Gesichtspunkt aufmerksamer zu betrachten, als man es sonst tut.

Es gibt ein großes historisches Beispiel für einen dauernden Frieden, der auf diese Weise gesichert wurde – das römische Kaiserreich. Und wir Engländer rühmen uns der Pax Britannica, die wir den kriegerischen Rassen und Religionen Indiens aufgezwungen haben. Wenn wir ein Recht haben, uns dessen zu rühmen, wenn wir in der Tat durch diesen aufgezwungenen Frieden etwas Gutes für Indien getan hätten, so würden die Deutschen im Recht sein, sich zu rühmen, wenn sie Europa eine Pax Germanica auferlegen könnten. Vor dem Kriege hätte man sagen können, daß Europa und Indien nicht dasselbe bedeuten, weil Indien weniger zivilisiert ist als Europa, aber heute – so hoffe ich – würde niemand die Stirn haben, etwas so Widersinniges zu behaupten. Wiederholt ist in der modernen Geschichte Aussicht gewesen, die europäische Einheit durch die Hegemonie eines einzelnen Staates zu erreichen. Aber immer hat England, gehorsam der Lehr vom Gleichgewicht der Macht, das Zustandekommen verhindert und das erhalten, was unsere Staatsmänner „die Freiheit Europas“ genannt haben. Jetzt sind wir von neuem vor diese Frage gestellt. Aber ich glaube nicht, daß unsere Staatsmänner (oder sonst jemand von uns), sich viel Mühe gegeben haben zu überlegen, ob die Sache das wert ist, was sie kostet.

In einem Fall hatten wir klarerweise unrecht: in unserm Widerstand gegen das revolutionäre Frankreich. Wenn das revolutionäre Frankreich den Kontinent und Großbritannien hätte besiegen können, so wär die Welt heute nicht nur glücklicher, zivilisierter und freier, sondern auch friedvoller. Aber das revolutionäre Frankreich war ein ganz außergewöhnlicher Fall, denn seine ersten Siege wurden im Namen der Freiheit errungen, über Tyrannen, und nicht über Völker; und überall wurden die französischen Armeen von allen als Befreier begrüßt, nur nicht von den Regierungen und von den blinden Anhängern der Kirche. Im Fall Phillips II. waren wir so klar im Recht, als wir 1793 im Unrecht waren. Aber in beiden Fällen darf unsere Handlungsweise nicht beurteilt werden nach einer abstrakten diplomatischen Auffassung von der „Freiheit Europas“, sondern durch die Ideale der Macht, die Hegemonie suchte, und durch den wahrscheinlichen Einfluß auf die Wohlfahrt der europäischen Menschheit im allgemeinen.

„Hegemonie“ ist ein sehr vages Wort, und alles kommt darauf an, wie groß der Gegensatz zur Freiheit ist, den das Wort in sich einschließt. Es gibt einen Grad des Gegensatzes zur Freiheit, der verhängnisvoll für viele Arten des nationalen Lebens ist. So wurde im 17. und 18. Jahrhundert Italien durch die Vorherrschaft Spaniens und Österreichs erdrückt. Würden die Deutschen tatsächlich französische Provinzen anektieren, wie sie es 1871 taten, so würden sie diesen wahrscheinlich großes Unrecht zufügen und sie für die Zivilisation im allgemeinen weniger fruchtbar machen. Aus solchen Gründen ist nationale Freiheit etwas sehr Wichtiges, und ein tatsächlich von Deutschland regiertes Europa würde wahrscheinlich sehr tot und unproduktiv sein. Wenn man aber unter Hegemonie nichts anderes versteht als ein verstärktes Gewicht in diplomatischen Fragen, mehr Kohlenstationen und Besitzungen in Afrika, mehr Macht zur Sicherung vorteilhafter Handelsverträge, so ist kaum anzunehmen, daß dies lebensschädigend auf andere Nationen wirken würde. Zweifellos wäre es nicht so schädlich, wie es der jetzige Krieg ist. Ich zweifle nicht daran, daß vor dem Krieg eine Hegemonie dieser Art die Deutschen vollkommen zufrieden gestellt hätte. Aber bisher hatte der Krieg die Wirkung, daß alle Gefahren, die man verhüten wollte, unendlich vermehrt wurden. Wir haben jetzt nur die Wahl zwischen einer sicheren Erschöpfung Europas durch den Kampf mit Deutschland oder einer möglichen Schädigung des nationalen Lebens Frankreichs durch deutsche Tyrannei. Vom Standpunkt der Zivilisation und menschlichen Wohlfahrt, nicht vom Standpunkt des nationalen Prestige betrachtet, ist das jetzt tatsächlich das Ergebnis.

Angenommen, daß Krieg nicht dadurch aufhört, daß ein Staat alle anderen besiegt, so ist die Bildung einer Weltföderation die einzige Möglichkeit, in dauernd zu beenden. Solange es viele souveräne Staaten gibt, von denen jeder eine eigne Armee unterhält, ist man nie sicher, daß es nicht wieder zum Kriege kommt. Es darf in der Welt nur noch eine Armee und eine Flotte geben, ehe man Grund hat zu glauben, daß Kriege aufgehört haben. Das heißt, soweit die militärischen Funktionen des Staates in Betracht kommen, wird es nur einen Staat geben, der aber wird die ganze Welt umfassen.

Die bürgerlichen Funktionen des Staates – Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtsprechung – sind nicht wesentlich mit den militärischen Funktionen verbunden, und es ist nicht zu begründen, weshalb beide Arten von Funktionen durchaus von ein und demselben Staat ausgeübt werden sollten. Die größeren modernen Staaten sind für die meisten bürgerlichen Zwecke schon zu groß, aber für militärische Zwecke sind sie nicht groß genug, denn sie sind nicht weltumfassend. Diese Unterscheidung in bezug auf die wünschenswerte Begrenzung der beiden Arten des Staates erweckt ein gewisses Erstaunen und Bedenken, wenn man sich nicht klar darüber ist, daß diese beiden Funktionen wenig notwendigen Zusammenhang haben: die eine Betrachtungsweise zielt auf eine Verkleinerung, die andere auf eine immer weitergehende Vergrößerung der Staaten. Gäbe es eine internationale Armee und Marine, so müßte es auch eine internationale Autorität geben, die das Kommando ausübte. Aber diese Autorität hätte sich niemals mit irgendwelchen inneren Angelegenheiten der nationalen Staaten zu befassen: sie hätte nur die Gesetze aufzustellen zur Regelung der gegenseitigen Beziehungen und Recht zu sprechen, wenn die Gesetze so übertreten würden, daß die Vermittlung der internationalen Gewalt angerufen werden müßte. Wie leicht es wäre, die Grenzen der internationalen Autorität festzulegen, kann man an vielen aktuellen Beispielen sehen.

Der bürgerliche und der militärische Staat sind in der Praxis oft zwei verschiedene Dinge. Die südamerikanischen Republiken sind in allen Beschlüssen souverän, außer in ihren

Beziehungen zu Europa; darin sind sie den Vereinigten Staaten unterstellt: im Verkehr mit Europa rechnen Heer und Marine der Vereinigten Staaten sie als ihnen gehörig. Unsre selbständigen Dominions sind zu ihrer Verteidigung nicht auf eigne Kraft angewiesen, sondern auf unsre Flotte. Die meisten Regierungen streben heutzutage nicht nach einer regelrechten Annexion des Landes, dessen Angliederung sie wünschen, sondern nur nach einem Protektorat, - das heißt, bürgerliche Autonomie, die militärischer Aufsicht unterstellt ist. Solche Autonomie ist natürlich in Praxis unvollkommen, denn das unter Protektion stehende Land ist nicht in der Lage, Maßnahmen zu treffen, gegen welche die militärische Macht ein Veto einlegt. Aber fast vollkommen kann sie sein, wie bei unseren selbständigen Dominions. Als Gegensatz dazu kann die Autonomie auch zu bloßer Farce werden, wie in Ägypten. Handelt es sich um ein Bündnis, so hat jedes der einzelnen alliierten Länder vollkommene Autonomie, gleichzeitig mit einem tatsächlichen Zusammenschluß ihrer militärischen Macht zu einer einzigen.

Ein großer militärischer Staat hat den Vorteil, daß er das Gebiet vergrößert, in dessen Grenzen Krieg nicht anders möglich ist als durch Revolution. Haben England und Kanada ein Zerwürfnis, so sieht man es als selbstverständlich an, daß ein Vergleich durch Verhandlungen, nicht durch Gewalt herbei geführt wird. Noch mehr ist dies der Fall, wenn Manchester und Liverpool eine Streitigkeit haben, trotzdem beide Städte in vielen lokalen Angelegenheiten autonom sind. Niemand hielte es für vernünftig, wenn Liverpool einen Krieg begänne, um den Bau des Manchester-Schiffskanals zu verhindern, trotzdem fast alle Großmächte wegen eines Streitfalles von verhältnismäßig gleicher Wichtigkeit so gehandelt hätten. Wären England und Rußland nicht verbündet gewesen, hätten sie wahrscheinlich wegen Persien Krieg geführt. So kamen sie durch die Diplomatie genau zu dem gleichen ungerechten Resultat wie sonst durch Kampf. Wären Australien und Japan vollkommen unabhängig, würden sie sich voraussichtlich auch bekriegen. Aber beide sind von der britischen Flotte abhängig und sind darum gezwungen, ihre Streitigkeiten friedlich beizulegen.

Der Hauptnachteil eines großen Militärstaates ist der, daß bei Ausbruch eines äußeren Krieges ein größeres Gebiet in Mitleidenschaft gezogen wird. Die viergliedrige Entente bildet zurzeit einen Militärstaat. Die Folge davon ist, daß wegen eines Streites zwischen Österreich und Serbien Belgien verwüstet wird und Australier an den Dardanellen getötet werden. Ein anderer Nachteil eines großen Militärstaates ist, daß er Unterdrückung erleichtert. Er ist tatsächlich einem kleinen Staat gegenüber allmächtig und kann diesem seinen Willen vorschreiben, wie es England und Rußland in Persien und Österreich-Ungarn in Serbien getan haben. Es ist unmöglich, dafür zu bürgen, daß Unterdrückung vermieden wird, wenn nur rein mechanische Garantien gegeben sind. Nur aus vorurteilsfreiem und humanem Geist kann echte Protektion hervorgehen. Trotz Demokratie und trotzdem irische Vertreter in Westminster waren, konnte England Irland unterdrücken. Ebenso wenig hat die Gegenwart von Polen im Reichstag die Unterdrückung von Preußisch-Polen verhindert. Und doch machen Demokratie und eine repräsentative Regierung zweifellos Unterdrückung weniger wahrscheinlich. Sie bieten ein Mittel, durch welches jene, die unterdrückt werden könnten, die Möglichkeiten haben, ihre Beschwerden öffentlich bekannt werden zu lassen; sie geben die Gewißheit, daß nur eine Minderheit unterdrückt werden kann, und nur dann, wenn die Mehrheit annähernd übereinstimmt in dem Wunsch, sie zu unterdrücken. Auch gewährt das Ausüben der Unterdrückung den regierenden Klassen, die praktisch dabei beteiligt sind, viel mehr Freude als der Masse der Bevölkerung. Deshalb wird die Masse der Bevölkerung dort,

wo sie Macht besitzt, wohl weniger tyrannisch sein als eine Oligarchie oder eine Bureaucratie.

Um Krieg zu verhindern und gleichzeitig die Freiheit zu erhalten, ist es notwendig, daß es nur einen Militärstaat auf der Welt gibt, und daß, wenn Streitigkeiten zwischen verschiedenen Ländern entstehen, er gemäß dem Entscheid einer Zentral-Autorität handle. Dies wäre das natürliche Ergebnis einer Weltföderation, wenn diese jemals zustande käme. Aber diese Aussicht ist so fern, daß es sich lohnt, über den Grund dieser Ferne nachzudenken.

Die Einheit einer Nation ist ein Produkt aus gleichartigen Gewohnheiten, instinktiver Neigung, aus gemeinsamer Geschichte und gemeinsamem Stolz. Sie ist bedingt durch die innere Verwandtschaft ihrer Glieder, doch teilweise auch durch Druck und Gegensatz zur äußeren Welt. Wäre eine Nation isoliert, so würde sie nicht den gleichen inneren Zusammenhalt haben, noch die gleiche patriotische Inbrunst. Wenn es zu Bündnissen zwischen Nationen kommt, so ruft selten anderes als äußerer Druck die Solidarität hervor. England und Amerika fühlen sich in gewissem Grade durch die gleichen Ursachen zueinander hingezogen, die sonst nationale Einheit bewirken: eine mehr oder weniger gemeinsame Sprache, ähnliche politische Institutionen und ähnliche Ziele in der internationalen Politik. Aber England, Frankreich und Rußland wurden nur durch Furcht vor Deutschland zusammengeführt. Würde Deutschland durch irgendein Naturereignis vernichtet, so würden sie sofort anfangen, einander zu hassen, wie sie es taten, ehe Deutschland stark war. Darum bietet auch die Tatsache, daß ein Zusammengehen in dem augenblicklichen Bündnis gegen Deutschland möglich ist, keinen Grund zu der Hoffnung, daß alle Nationen der Welt in friedlichem Bündnis dauernd zusammengehen könnten. Die augenblickliche Ursache des Zusammenhaltes, nämlich gemeinsame Furcht, würde vorüber sein und könnte nicht durch irgendein anderes Motiv ersetzt werden, es sei denn, daß Denken und Ziele der Menschen ganz andre wären, als sie es jetzt sind.

Die tiefste Ursache des Krieges ist weder wirtschaftlich noch politisch und beruht nicht auf einer technischen Schwierigkeit, Mittel zu erfinden, um internationale Streitigkeiten friedlich zu erledigen. Die tiefste Ursache des Krieges ist die Tatsache, daß ein großer Teil der Menschen stärkeren Trieb zum Kampf hat als zur Harmonie und nur im Widerstand oder im Angriff gegen einen gemeinsamen Feind dazu gebracht werden kann, mit andern gemeinsam zu handeln. Das ist im Privatleben der Fall ebenso wie in den Beziehungen der Staaten. Sobald sich die Menschen stark fühlen, legen sie es meistens lieber darauf an, sich gefürchtet zu machen als sich beliebt zu machen. Der Wunsch, die gute Meinung anderer zu gewinnen, ist in der Regel nur auf jene beschränkt, die noch nicht zu gesicherter Macht gelangt sind. Der Trieb zu Streit und Selbstbehauptung, die Freude daran, trotz Widerstand den eignen Weg zu gehen, ist den meisten Menschen angeboren. Dieser Trieb ist eine stärkere Veranlassung zum Krieg als irgendein berechnendes Selbstinteresse, und in ihm liegt die Schwierigkeit, einen Weltstaat zu gründen. Und dieser Trieb ist nicht auf eine Nation beschränkt. Er lebt verschieden stark in allen kraftvollen Nationen der Welt.

Aber wenn auch dieser Trieb stark ist, so dürfte man ihm doch nicht erlauben, Kriege zu veranlassen. Genau der gleiche Trieb war der Grund des Duells. Und doch tragen zivilisierte Menschen heute ihre privaten Streitigkeiten aus, ohne daß Blut vergossen wird. Winn innerhalb eines Weltstaates politischer Kampf die Stelle des Krieges annähme, so würde man sich bald an diese neue Situation gewöhnen, wie man sich an das Aufhören des Duells gewöhnt hat. Durch den Einfluß von Gebrauch und Gewohnheit würden die Menschen ohne

irgendeine tiefgehende Änderung ihrer Natur lernen, auf den Krieg zurück zu blicken wie auf Ketzerverbrennung und auf heidnische Menschenopfer. Wenn ich mir für teures Geld einen Revolver kaufte, um meinen Freund zu erschießen, weil ich ihm 50 Pfennig stehlen will, so hielte mich niemand für klug oder tugendhaft. Aber wenn ich 65.000 Leute finde, die bei dieser verbrecherischen Lächerlichkeit mitmachen, so werde ich zu einem Glied einer großen und glorreichen Nation, das in idealer Weise die Kosten des Revolvers, sogar vielleicht das Leben opfert, um zur höheren Ehre des Vaterlandes die 50 Pfennig zu sichern. Geschichtsschreiber – fast immer sind es Sykophanten – werden, wenn wir Erfolg haben, mich und meine Gefährten preisen, und sie werden sagen, daß wir würdige Nachfolger der Helden seien, die die Macht des römischen Reiches niederwarfen. Wenn aber meine Gegner siegreich sind, wenn sie auf Kosten von vielen Goldstücken und des Lebens eines großen Teiles des Volkes die 50 Pfennig verteidigten, dann werden die Geschichtsschreiber mich einen Räuber schelten (der ich bin) und werden den Mut und die Selbstaufopferung jener preisen, die mir Widerstand leisteten.

Krieg ist traditionell von Zauber umwoben durch Homer und das Alte Testament, durch frühzeitige Erziehung, durch Mythen mit sorgfältig ausgearbeiteten Nutzenanwendungen und durch den Heroismus und die Selbstaufopferung, welche diese Mythen verkünden. Jephta, der seine Tochter opfert, ist eine heroische Figur, aber wäre er nicht durch eine Mythe getäuscht worden, hätte er ihr Leben geschont. Mütter, die ihre Söhne auf das Schlachtfeld schicken, sind heroisch, aber sie sind geradeso getäuscht wie Jephta. Und im einen wie im andern Falle würde der Heroismus, der zur Grausamkeit wird, verflüchtigen, wäre nicht ein Zug von Barbarei in der ursprünglichen Anschauung, aus der die Mythen entstehen. Ein Gott, dem das Opfer eines unschuldigen Mädchens wohlgefällt, konnte nur von Menschen verehrt werden, auf die der Gedanke, ein solches Opfer zu empfangen, nicht gänzlich abstoßend wirkt. Eine Nation, die glaubt, daß ihr Gedeihen nur dadurch gesichert werden kann, daß Hunderte und Tausende gleich schreckliche Opfer erlitten und gefordert werden, hat keine sehr geistige Auffassung von nationaler Wohlfahrt. Es wäre hundertmal besser, auf materiellen Wohlstand, Macht, Glanz und äußeren Ruhm zu verzichten, als zu töten und getötet zu werden, zu hassen und gehaßt zu werden, als in einem Augenblick toller Wut das leuchtende Erbe der Vergangenheit fortzuwerfen. Wir haben allmählich gelernt, unsern Gott von der Wildheit zu befreien, mit der die primitiven Israeliten und die Urväter ihn ausstatteten: nur wenige von uns glauben, daß er Freude daran habe, den größten Teil der Menschheit in ewigem Höllenfeuer zu quälen. Aber wir haben noch nicht gelernt, unsere nationalen Ideale von dem alten Makel zu befreien. Nationalverehrung ist vielleicht die tiefste und weitest verbreitete Religion der Jetztzeit. Wie die alten Religionen verlangt auch sie ihre Verfolgungen, ihre Brandopfer, ihre düster-heroischen Grausamkeiten; gleich ihnen ist sie edel, primitiv, brutal und wahnsinnig. Heute wie in der Vergangenheit verhärtet die Religion, die hinter dem persönlichen Gewissen zurückbleibt, die Herzen der Menschen gegen Gnade, ihren Geist gegen Wahrheit. Wenn die Welt erlöst werden soll, müssen die Menschen lernen, edel zu sein, ohne Grausamkeit, voller Glauben und für Wahrheit empfänglich, Begeisterung für große Ziele zu fühlen, ohne die zu hassen, die ihnen darin Widerstand leisten. Aber ehe dies möglich ist, müssen die Menschen der entsetzlichen Wirklichkeit ins Gesicht sehen und erkennen, daß die Götter, denen sie sich beugten, falsche waren und die dargebrachten Opfer vergeblich.

IV

BESITZ

Unter den vielen Novellisten der realistischen Schule mit ihren düsteren Schilderungen steht vielleicht Gissing an erster Stelle. Gemeinsam mit all seinen Gestalten lebt er unter dem Druck einer schweren Last: der Macht des fürchterlichen und doch angebeteten Götzen Geld. Ein seiner typischen Erzählungen ist „Evas Lösegeld“, in der die Heldin unter verschiedenen schimpflichen Vorwänden den armen Mann, den sie liebt, fallen läßt, um den reichen zu heiraten, dessen Einkommen sie noch mehr liebt. Der Arme, der findet, daß das Einkommen des Reichen ihr ein schöneres Leben und ein größeres Ansehen in der Welt verschafft hat, als es seine Liebe ihr hätte geben können, hat die Überzeugung gewonnen, daß sie ganz recht getan habe, und daß er für seine Armut Strafe verdiene. In dieser Geschichte wie in seinen anderen Büchern hat Gissing sehr treffend die heutige Herrschaft des Geldes charakterisiert und die unpersönliche Verehrung, die ihm von dem größten Teil der zivilisierten Menschheit dargebracht wird.

Die Tatsachen, die Gissing ausführt, sind unleugbar, und doch empört seine Auffassung jeden Leser, der lebendige Leidenschaften und einen persönlichen Willen hat. Seine Verehrung des Geldes hängt zusammen mit dem Bewußtsein eines inneren Mangels. In der modernen Welt fördert gewöhnlich das Sinken der Lebenskraft die religiöse Verehrung materieller Güter, und diese ihrerseits hat den Lebensverfall beschleunigt, aus dem sie hervorgeht. Der Mensch, welcher das Geld anbetet, hat aufgehört, Glück durch eigene Bemühungen und eigene Tätigkeit zu erhoffen: er sieht das Glück in einem passiven Genuß von äußerlichen Freuden. Weder der Künstler noch der Liebende verehrt das Geld in den Zeiten der Begeisterung; denn seine Wünsche sind persönliche und auf Dinge gerichtet, die nur er schaffen kann. Und umgekehrt kann niemals ein Anbeter des Geldes als Künstler oder als Liebender Größe erreichen.

Die Liebe zum Geld ist seit dem Anfang der Welt von Moralisten verurteilt worden. Ich habe nicht den Wunsch, den moralischen Anklagen, deren Wirksamkeit in der Vergangenheit nicht ermutigend ist, neue hinzuzufügen. Nur zeigen möchte ich, wie der Verehrung des Geldes sowohl Folge als auch Ursache einer verringerten Lebenskraft ist und wie unsere Institutionen geändert werden könnten, um die Verehrung des Geldes zu vermindern und die allgemeine Lebenskraft zu erhöhen. Es handelt sich nicht um den Wunsch nach Geld, mit dem man ein bestimmtes Ziel erreichen möchte. Ein ringender Künstler mag sich wohl Geld wünschen, um für seine Kunst Muße zu haben, aber sein Wunsch ist begrenzt und kann mit

einer sehr bescheidenen Summe völlig befriedigt werden. Es ist die Verehrung des Geldes schlechthin, die ich betrachten möchte: der Glaube, daß alle Werte mit Geld gemessen werden können, und daß Geld das höchste Zeugnis von Erfolg im Leben sei. Unzählige Männer und Frauen handeln nach diesem Glauben, auch wenn sie es nicht zugeben, und doch entspricht er nicht der menschlichen Natur; denn er übersieht Lebensnotwendigkeiten und den unmittelbaren Drang nach einer persönlichen Entwicklung. Er veranlaßt die Menschen, diejenigen ihrer Wünsche, die dem Gelderwerb zuwiderlaufen, als unwichtig zu behandeln, und doch sind gerade diese oft wichtiger für das Wohlbefinden als irgendeine Erhöhung des Einkommens. Durch eine falsche Auffassung dessen, was Erfolg bedeutet, veranlaßt er die Menschen, ihre eigne Natur zu verstümmeln und Unternehmungen Bewunderung zu zollen, die zum Wohl des Menschen nichts beitragen. Er bringt eine totale Gleichförmigkeit von Charakteren und Zwecken hervor, einer Verminderung der Lebensfreude und einen ständigen Druck, durch den über ganze Gemeinwesen Müdigkeit, Entmutigung und Enttäuschung verbreitet werden.

Amerika, der Vorkämpfer des abendländischen Fortschritts, wir von vielen für das Land gehalten, in dem die Anbetung des Geldes sich in der höchsten Vollendung entfaltet. Ein reicher Amerikaner, der mehr als genug Geld hat, um alle seine vernünftigen Bedürfnisse zu befriedigen, setzt sehr oft die Arbeit in seinem Bureau mit einer Emsigkeit fort, die nur verzeihlich wäre, wenn er vorm Verhungern stünde. Aber abgesehen von einer kleinen Minorität ist England fast ebenso der Verehrung des Geldes ausgeliefert wie Amerika.

In England nimmt die Liebe zu Geld gewöhnlich mehr die Form des prahlerischen Wunsches an, eine gewisse soziale Stellung aufrecht zu erhalten, als die Vermehrung des Einkommens ins Unendliche zu erringen. Die Männer warten mit der Heirat, bis sie ein Einkommen haben, das ihnen in ihrer Häuslichkeit so viel Zimmer und Dienstboten ermöglicht, wie sie glauben, daß sie es ihrer Würde schuldig sind. Dadurch wird es notwendig, daß sie in ihrer Jugend ihre Neigungen überwachen, um ja keine Dummheit zu begehen. Sie erwerben sich dadurch eine Gewöhnung an Vorsicht und Furcht vor dem „Sichwegschenken“ und ein kraftvolles und freies Leben wird dadurch unmöglich. Sie glauben, tugendhaft zu sein, wenn sie so handeln; denn sie würden es als Härte gegen eine Frau empfinden, wollte man von ihr verlangen, daß sie in einfachere gesellschaftliche Verhältnisse als die ihrer Eltern hinabstiege, und als eine Entwürdigung ihrer selbst, eine Frau zu heiraten, deren gesellschaftliche Verhältnisse nicht ihren eigenen entsprächen. Die Forderungen der Natur gelten nichts im Vergleich zum Gelde. Es wird nicht als Härte angesehen, wenn eine Frau als einzige Liebeserfahrung die klugen und begrenzten Aufmerksamkeiten eines Mannes empfängt, dessen Fähigkeit für Leidenschaften in Jahren kluger Enthaltensamkeit oder niedriger Beziehungen zu Frauen, die er nicht achtete, verloren ging. Die Frau selbst weiß nicht, daß das eine Härte ist. Denn auch sie wurde Klugheit gelehrt aus Furcht vor einem Herabsteigen auf der gesellschaftlichen Leiter, und seit ihrer frühesten Jugend wurde es ihr eingeprägt, daß starke Gefühle für eine junge Frau nicht passend seien. So vereinigen sich die beiden, um durch das Leben zu gehen in völliger Unkenntnis von allem, was wissenswert ist. Ihre Voreltern wurden nicht durch die Furcht vor höllischem Feuer von Leidenschaften zurückgehalten, sie aber werden es durch die schlimmere Furcht, in der Welt eine geringere Rolle zu spielen.

Die gleichen Gründe, welche die späte Heirat bewirken, veranlassen die Menschen auch zur Beschränkung ihrer Familien. Leute aus den gebildeten Berufen wollen ihre Söhne in eine „public school“ schicken, obgleich die Erziehung, die sie dort erhalten, nicht besser ist als in einer „grammar school“ und die Kameraden, die sie dort finden, verdorbener. Aber die

vornehm sein wollende Gesellschaft hat entschieden, daß „public schools“ die besten sind, und gegen diesen Entscheid gibt es keine Berufung! Weil sie die teuersten sind, darum sind sie auch die besten. In verschiedenen Formen zieht sich der gleiche soziale Kampf durch die Klassen, nur die höchsten und die niedrigsten sind davon ausgenommen. Für dieses Ziel wenden die Menschen große moralische Mühen auf und zeigen eine bewundernswerte Kraft der Selbstüberwindung. Aber all diese Bemühungen und all ihre Selbstüberwindung dienen, wenn sie nicht zu schöpferischem Zweck gebraucht werden, nur dazu, den Lebensquell in ihnen auszutrocknen, sie schwächlich, verdrossen und trivial werden zu lassen. Auf solchem Boden kann die Leidenschaft, welche den Genius hervorbringt, nicht erwachsen. Die Seelen der Menschen haben die Wildnis mit dem Salon vertauscht und wurden eingezwängt, verkümmert und verunstaltet wie die Füße chinesischer Frauen. Selbst die Schrecken des Krieges haben sie kaum aus dem Halbschlaf ihrer selbstzufriedenen Achtbarkeit aufzuwecken vermocht. Und die Verehrung des Geldes ist es vor allen Dingen, die den todesähnlichen Schlaf alles dessen, was Menschen groß macht, hervorrief.

In Frankreich zeigt sich die Verehrung des Geldes in der Form des Sparens. Es ist nicht leicht, sich in Frankreich ein Vermögen zu erwerben aber ein ererbtes Auskommen ist sehr häufig, und wo es vorhanden, da ist der Hauptzweck des Lebens, es unvermindert, wenn nicht vermehrt, weiter zu geben. Der französische Rentier ist eine der Großmächte der internationalen Politik. Er ist die Ursache, daß Frankreichs Diplomaten gestärkt und seien Kriegsmacht geschwächt wurde, denn er hat den Bestand an französischem Kapital vergrößert und den Bestand an französischer Mannschaft verringert. Die Notwendigkeit, für Töchter eine Aussteuer zu beschaffen, und die Teilung des Besitzes durch das Erbrecht haben die Familie als Institution hier mächtiger gemacht als in irgendeinem anderen zivilisierten Lande. Damit die Familie gedeihen kann, muß sie klein gehalten werden, und die einzelnen Individualitäten werden ihr oft geopfert. Die Sorge für das Bestehen der Familie macht die Menschen furchtsam und nimmt ihnen den Wagemut. Nur in dem organisierten Proletariat lebt noch der kühne Geist, der die Revolution schuf und der im politischen Denken und Tun die Führung der Welt hatte. Durch den Einfluß des Geldes ist die Macht der Familie eine Schwäche für die Nation geworden, denn er ist die Ursache, daß die Bevölkerungszahl auf gleicher Höhe bleibt, ja zur Verminderung neigt. Die gleiche Liebe zur Sicherheit fängt an, die gleiche Wirkung auch anderswo hervor zu bringen. Jedoch Frankreich hat den Weg gezeigt, wie es sonst in vielen besseren Dingen getan hat.

In Deutschland ist die Verehrung des Geldes jünger als in Frankreich, England und Amerika. In der Tat – sie existierte kaum vor dem Deutsch-Französischen Krieg. Aber jetzt hat man sie übernommen mit der ganzen Intensität aus vollem Herzen, wie die Deutschen stets Glaubenslehren aufnehmen. Es ist charakteristisch, daß die Verehrung des Geldes, die in Frankreich mit der Familie verbunden ist, in Deutschland mit dem Staat in Zusammenhang steht. List lehrte in wohldurchdachtem Gegensatz zu den englischen Nationalökonomern seine Landsleute, die Volkswirtschaft in nationaler Beziehung anzusehen, und wenn ein Deutscher ein Geschäft in die Höhe bringt, so sieht man das als einen Dienst für den Staat an. Die Deutschen glauben, daß Englands Größe auf seinem Industrialismus und seiner Weltherrschaft beruht, und daß unser Erfolg in diesen Dingen aus einem intensiven Nationalismus herrührt. Den offensichtlichen Internationalismus unserer Freihandelspolitik betrachten sie als bloße Heuchelei. Sie haben sich vorgenommen, uns in allen Stücken so nachzuahmen, wie wir ihnen erscheinen, nur nicht in der Heuchelei. Und man muß zugeben, ihr Erfolg war erstaunlich. Aber bei diesem Verfahren haben sie fast alles vernichtet, was Deutschland für die Welt wertvoll machte, uns von uns haben sie das nicht angenommen,

was Gutes an uns gewesen sein mag, denn das ist in der allgemeinen Verdammung der Heuchelei beiseite gefegt worden. Und als sie unsere schlimmsten Fehler annahmen, haben sie diese noch weit schlimmer gemacht durch ein System, eine Gründlichkeit und eine Einmütigkeit, deren wir glücklicherweise unfähig sind. Deutschlands Religion ist von großer Wichtigkeit für die Welt, weil die Deutschen eine starke Glaubenskraft besitzen und die Energie, die Tugenden und Laster anzunehmen, die ihr Glaube verlangt. Um der Welt willen wie um Deutschlands willen müssen wir hoffen, daß die Deutschen die Verehrung des Geldes wieder aufgeben, die sie leider von uns gelernt haben.

Die Anbetung des Geldes ist keine neue Errungenschaft, aber sie ist aus verschiedenen Gründen schädlicher, als sie es früher war. Der Industrialismus hat die Arbeit ermüdender und intensiver gemacht und ihre Fähigkeit, Vergnügen und Interesse zu gewähren, verringert, weil die Unternehmungen selbst nur auf den Zweck des Gelderwerbs gestellt sind. Die Möglichkeit der Familieneinschränkung hat der Wirkung des Sparens ein neues Feld geöffnet. Die allgemeine Steigerung der Erziehung und Selbstdisziplin hat die Menschen in höherem Maße dazu befähigt, ein Ziel trotz aller Versuchungen konsequent zu verfolgen. Ist das Ziel lebensfeindlich, so wird seine zerstörende Macht um so größer, je energischer es verfolgt wird. Die größere Produktivität, die sich aus dem Industrialismus ergibt, hat uns die Möglichkeit gegeben, mehr Arbeit und Kapital den Armeen und Flotten zu widmen zum Schutz unseres Reichtums vor neidischen Nachbar und zur Ausbeutung der niederen Rassen, die durch das kapitalistische Regime unbarmherzig vernichtet werden. Durch die Furcht, Geld zu verlieren, durch Vorsicht und Ängstlichkeit wird die Glückskraft des Menschen verzehrt, und die Angst vor dem Mißgeschick wird ein größeres Mißgeschick als das Gefürchtete selbst. Wie wir alle aus unserer Erfahrung bezeugen können, sind die glücklichsten Menschen jene, die dem Geld gegenüber gleichgültig sind, weil sie ein positives Ziel haben, das das Geld als Zweck ausschließt. Und doch kreist nach wie vor all unser politisches Denken, ob wir nun Imperialisten, Radikale oder Sozialisten sind, fast ausschließlich um die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Menschen, als ob nur sie allein reale Bedeutung hätten.

In der Beurteilung eines wirtschaftlichen Systems, sei es dessen, unter dem wir leben, oder eines von Reformpolitikern vorgeschlagenen, muß man sich nach vier Hauptgesichtspunkten richten: Wir können betrachten, ob das System sichert: 1. ein Maximum der Produktion, 2. gerechte Verteilung, 3. erträgliche Existenzmöglichkeit für den Produzenten, 4. größtmögliche Freiheit und Antrieb zu Lebenssteigerung und Fortschritt. Wir können kurzerhand sagen, daß das augenblickliche System nur dem ersten dieser Zwecke dient, während der Sozialismus auf das Zweite und das Dritte hinzielt. Einige Verteidiger des gegenwärtigen Systems behaupten, daß der technische Fortschritt durch private Unternehmungen besser gefördert werde, als es der Fall sein könnte, wäre die Industrie in den Händen des Staates. In dieser Beziehung erkennen sie das vierte der von uns aufgestellten Ziele an, jedoch nur auf der Seite der Ware und der Kapitalisten, nicht auf der Seite der Lohnempfänger. Ich glaube, daß von den erstrebenswerten Zielen das vierte das bei weitem wichtigste ist, daß das heutige System ihm ungünstig gegenübersteht, und daß der orthodoxe Sozialismus sich ebenso schädlich erweisen würde.

Eine der am wenigsten in Frage gestellten Forderungen des kapitalistischen Systems ist die Steigerung der Produktion durch jedes mögliche Mittel: durch neue Arten von Maschinen, durch Beschäftigung von Frauen und Kindern und durch eine Verlängerung der Arbeitszeit, soweit sie die Arbeitskraft nicht schädigt. Die Eingeborenen Zentralafrikas, die an seine

Nahrung von rohen Erdfrüchten gewohnt sind und für die Manchester bedeutungslos ist, weil sie auf Kleider verzichten, dies nur dann aufbringen können, wenn sie bei europäischen Kapitalisten Beschäftigung suchen. Man gibt zu, daß sie vollkommen glücklich sind, wenn man sie frei läßt von europäischen Einflüssen, und daß der Industrialismus ihnen nicht nur das unerwünschte Elend der Einsperrung, sondern auch Tod durch Krankheiten bringt, gegen die die Weißen teilweise immun geworden sind. Man gibt zu, daß die besten Negerarbeiter die „rohen Eingeborenen“ sind, frisch aus dem Busch, unberührt durch frühere Erfahrungen im Lohnverdienen. Dessen ungeachtet verlangt niemand mit Nachdruck, daß sie vor der Verschlechterung, die wir ihnen bringen, bewahrt werden sollten; denn niemand zweifelt im Grunde daran, daß es gut sei, die Weltproduktion um jeden Preis zu vermehren.

Der Glaube an die Wichtigkeit der Produktion enthält eine fanatische Unvernunft und Grausamkeit. Wenn nur überhaupt etwas hergestellt wird, - was es ist, darauf kommt es nicht an! Unser ganzes Wirtschaftssystem stärkt diese Auffassung, denn die Angst vor Arbeitslosigkeit macht aus jeder Art Arbeit eine Wohltat für die Lohnempfänger. Die Manie der Produktionssteigerung hat die Gedanken der Menschen von viel wichtigeren Problemen abgelenkt und hat verhindert, daß die Menschheit von der vermehrten Produktivität der Arbeit den Nutzen zieht, den sie ziehen könnte.

Wenn wir Nahrung, Kleidung und Wohnung besitzen, so wird jedes Mehr an materiellen Gütern nur zu Prahlerei verwendet oder um die Sucht nach Besitz zu befriedigen, die, wenn auch instinktiv und zum Teil vielleicht unausrottbar, doch wenig achtungswürdig ist. Mit den modernen Methoden könnte ein bestimmter Teil der Bevölkerung ohne vielstündige Arbeitszeit all die Arbeit verrichten, die tatsächlich dazu gebraucht wird, um alles Notwendige zu schaffen. Die Zeit, die jetzt zur Herstellung von Luxusdingen verwendet wird, könnte teilweise für Vergnügen und für Erholung auf dem Lande verwendet werden, teil für bessere Erziehung und für Arbeit, die nicht bloß Handarbeit ist. Wenn wir nur wollten, so könnten wir viel mehr Wissenschaft und Kunst haben, weit verbreiteteres Wissen und geistige Kultur, mehr Muße für den Lohnarbeiter und mehr Sinn für geistige Freuden. Heute können nicht nur die Löhne, sondern fast alle Arbeitseinkommen erworben werden nur durch Arbeitszeiten, die sehr viel länger sind, als sie sein sollten. Ein Mann, der durch angestrengte Arbeit im Jahre 800 £ verdient, könnte in der Regel nicht 400 £ durch halb soviel Arbeit verdienen, wenn er nicht willens wäre, den ganzen und jeden Tag wirklich zu arbeiten. Infolge des übermäßigen Glaubens an den Wert der Produktion hält man es für recht und notwendig, viele Stunden zu arbeiten, und macht sich die Vorteile nicht einmal klar, die aus kürzerer Arbeitszeit entstehen könnten. Und all die Grausamkeiten, die unser Wirtschaftssystem nicht nur in Europa, sondern mehr noch in den Tropen hervorbringt, erwecken nur eine gelegentlichen schwachen Protest bei einigen wenigen Philanthropen. Das kommt daher, daß, als Folge der von heutigen wirtschaftlichen Methoden erzeugten falschen Einstellungen, die bewußten Wünsche der Menschen auf diesem Gebiete nur einen sehr kleinen und nicht einmal den wichtigsten Teil der tatsächlichen Bedürfnisse decken, die von industrieller Arbeit erweckt werden. Wenn dem abgeholfen werden soll, kann es nur durch ein anderes Wirtschaftssystem geschehen, in dem die Beziehungen von Arbeit zu Bedürfnis weniger versteckt und unmittelbarer sein werden.

Das Ziel, die Produktion auf ihren höchsten Stand zu bringen, wird am Ende doch nicht erreicht werden, wenn unser augenblickliches Wirtschaftssystem fort dauert. Unser jetziges System verschwendet menschliches Material, teil durch Schädigung der Gesundheit und Kraft der industriellen Arbeiter, besonders wenn Frauen und Kinder beschäftigt werden, teils

durch die Tatsache, daß die besten Arbeiter meist nur wenig Kinder haben und daß die zivilisierten Rassen in Gefahr sind, nach und nach auszusterben. Jede Großstadt ist ein Zentrum der Rassenverschlechterung. Für London ist dies von Sir Levelyn Smith durch eine Fülle von statistischem Detail nachgewiesen worden, und es ist kaum zu bezweifeln, daß das gleiche auch für andre Städte gilt. Ebenso ist es mit den Rohstoffen. Die Mineralien, die Urwälder und die durch die Kultur angelegten Weizenfelder der Welt werden erschöpft durch rücksichtslose Verschwendung, die künftigen Generationen mit Sicherheit große Schwierigkeiten vererben wird.

Die Sozialisten sehen das Heilmittel im staatlichen Besitz von Land und Kapital, verbunden mit einem gerechteren Verteilungssystem. Es ist nicht zu leugnen, daß unser jetziges Verteilungssystem von keinem Standpunkt aus verteidigt werden kann, der Gerechtigkeit berücksichtigt. Unser Verteilungssystem ist gesetzlich geregelt und könnte in vielen Dingen geändert werden, die uns Gewohnheit als natürlich und unvermeidlich erscheinen läßt. Wir können vier Hauptquellen des gesetzlich anerkannten Privateigentumsrechtes unterscheiden: 1. das Recht eines Menschen auf das, was er selbst geschaffen hat; 2. das Recht auf die Zinsen eines ausgeliehenen Kapitals; 3. Eigentum von Land; 4. Erbschaft. Hier zeigt sich zugleich eine aufsteigende Reihe der Bewertung: Kapital wird höher geschätzt als Arbeit, Land höher als Kapital, und jede Art von Reichtum wird höher geschätzt, wenn ererbt, statt durch eigne Bemühungen erworben.

Das Recht eines Menschen auf das Produkt seiner eigenen Arbeit hat allerdings immer nur eine sehr begrenzte gesetzliche Anerkennung gefunden. Die frühen Sozialisten, besonders die englischen Vorläufer von Marx, bestanden gewöhnlich auf diesem Recht als der Grundlage eines gerechten Verteilungssystems, aber bei der Kompliziertheit des modernen industriellen Wirtschaftsprozesses ist es unmöglich festzustellen, was ein Mensch durch seine Arbeit geschaffen hat. Welcher Prozentsatz der in einem Eisenbahnzug transportierten Waren sollten den Lastträgern gehören, die am Transport beteiligt sind? Wenn ein Chirurg das Leben eines Mannes durch eine Operation rettet, auf welchen Anteil an den Waren, die der Mann von nun an schafft, kann der Chirurg rechtlichen Anspruch erheben? Solche Probleme sind unlösbar. Und selbst wenn sie lösbar wären: es liegt keine spezielle Gerechtigkeit darin, jedem das zuzuweisen, was er hervorbringt. Manche Menschen sind stärker, gesunder, klüger als andere, aber warum soll man diese natürlichen Ungerechtigkeiten durch künstliche des Gesetzes vermehren? Das Prinzip ist anzuerkennen, teil als ein Mittel, großen Reichtum zu vernichten, teils als ein Mittel, die Menschen zu angestrebter Arbeit anzuspornen. Aber das erste dieser Ziele kann auf andere Weise besser erreicht werden, und das zweite hört auf, einleuchtend wünschenswert zu sein, sobald die Verehrung des Geldes aufgegeben.

Zins entsteht auf natürliche Weise in jeder Gesellschaft, in der Privatbesitz unbeschränkt ist und Diebstahl bestraft wird, weil einige der sparsamsten Produktionsprozesse langsam verlaufen und jene, die dazu berufen sind, sie anzuwenden, vielleicht nicht die Mittel zum Leben haben, bis sie zu Ende geführt sind. Aber die Möglichkeiten, Geld zu verleihen, gibt dem Privatkapitalisten so großen Wohlstand und Einfluß, daß sich dies ohne genaue Überwachung nicht mit der Freiheit der übrigen Bevölkerung verträgt. Die Wirkungen der Zinswirtschaft sind heute in der industriellen Welt wie auch in der internationalen Politik so schlecht, daß es durchaus notwendig erscheint, irgendwelche Mittel zu ersinnen, um ihre Macht zu beschneiden.

Für privaten Landbesitz gibt es keine Rechtfertigung außer der historischen durch das Recht des Schwertes. Im Beginne der feudalen Zeit hatten gewisse Menschen genug militärische Macht, um die, denen sie nicht gewogen waren, daran zu hindern, auf einem bestimmten Areal zu leben. Diejenigen, denen sie gestatteten, dort zu leben, wurden ihre Leibeigenen und gezwungen, für sie zu arbeiten als Gegenleistung für die gnädige Erlaubnis, bleiben zu dürfen. Um an Stelle privater Gewalt das Gesetz aufzurichten, war es in erster Linie notwendig, die durch das Schwert erworbenen Rechte unangetastet zu lassen. Das Land wurde der Besitz jener, die es erobert hatten, und den Leibeigenen wurde erlaubt, statt Dienstleistungen Pachtzins zu zahlen. Es gibt nur eine Rechtfertigung des privaten Landbesitzes, nämlich die historische Notwendigkeit, gewalttätige Räuber zu befriedigen, die sonst dem Gesetz nicht gehorcht hätten. Diese Notwendigkeit entstand in Europa vor vielen Jahrhunderten, aber in Afrika wiederholt sich dieser Vorgang bis in unserer Tage. Durch dieses Verfahren, nur wenig verschleiert, wurden die Kimberley-Diamantminen und die Rand-Goldminen trotz alter Vorrechte der Eingeborenen erworben. Es ist ein seltsames Beispiel menschlicher Trägheit, daß man bis heute die Tyrannei und Ausbeutung erträgt, die einigen wenigen durch Besitz an Land möglich ist. Für die Allgemeinheit ergibt sich kein Vorteil irgendwelcher Art aus dem privaten Eigentumsrecht auf Land. Wären die Menschen vernünftig, so würden sie bestimmen, daß dieses Recht von morgen ab aufgehoben werde, ohne andre Kompensationen als einen mäßigen Lebensunterhalt für die jetzigen Besitzer.

Die bloße Abschaffung der Pacht würde die Ungerechtigkeiten nicht beseitigen; denn sie räumt den Inhabern der besten Lagen und des fruchtbaren Bodens einen zufälligen Vorteil ein. Es ist notwendig, daß Pacht bezahlt wird, aber sie sollte an den Staat gezahlt werden oder an Körperschaften, die öffentlichen Zwecken dienen. Oder wenn die Gesamtsumme der Pachtzinsen größer wäre, als für solche Zwecke nötig ist, könnte sie einem allgemeinen Fonds eingezahlt und gleichmäßig an die Bevölkerung verteilt werden. Eine solche Methode wäre gerecht und würde nicht nur dazu beitragen, die Armut zu verringern, sondern sie würde auch die verschwenderische Verwendung von Land und die Tyrannei lokaler Magnaten verhindern. Vieles, was als Macht des Kapitals erscheint, ist in Wirklichkeit Grundeigentumsmacht, z. B. die Macht von Eisenbahngesellschaften und Grubenbesitzern. Minderwertigkeit und Ungerechtigkeit des jetzigen Systems sind nicht zu übersehen. Aber die menschliche Geduld ist so groß gegenüber einem gewohnten Übel, auch wenn es abwendbar, daß man nicht erraten kann, wann dieser seltsamen Ungeheuerlichkeit ein Ende bereitet werden wird.

Erbschaft, die häufigste Quell des nicht selbst verdienten Einkommens, wird von den meisten Menschen als natürliches Recht angesehen. Manchmal, z. B. in England, gehört das Recht zu vererben dem Eigentümer des Besitzes, der darüber in jeder ihm gut erscheinenden Weise verfügen kann, manchmal, z. B. in Frankreich, ist das Recht des Erblassers begrenzt durch das Recht seiner Familie, mindesten einen bestimmten Teil der Hinterlassenschaft zu erben. Aber weder das Recht, über den Besitz nach seinem Willen zu verfügen, noch das Recht der Kinder, die Eltern zu beerben, ruht auf irgendeiner anderen Grundlage als auf den Instinkten von Besitz und Familienstolz. Es können Gründe vorliegen, einem Mann, dessen Arbeit außergewöhnlich ertragreich ist, z. B. einem Erfinder, ein größeres Einkommen zu erlauben, als es der Durchschnittsbürger genießt, aber es hat keine Berechtigung, daß dieses Vorrecht auf Kinder und Kindeskinde übergeht. Der Erfolg davon ist die Züchtung einer trägen und außergewöhnlich begünstigten Klasse, die durch ihr Geld einflußreich ist und sich Reformen widersetzt aus Angst, sie könnten gegen sie selbst gerichtet sein. Ihre ganze Denkungsweise wird ängstlich, weil sie fürchten, anerkennen zu müssen, daß ihre Stellung

unhaltbar ist. Jedoch eitles Vornehmtun und der Wunsch, sich die Gunst der Leute zu sichern, verleitet fast die ganze Mittelklasse dazu, ihre Lebensformen nachzuäffen und ihre Meinungen anzunehmen. Auf diese Weise werden sie zu einem Gift, durch das der Blick fast aller Gebildeten getrübt.

Es wird manchmal gesagt, daß ohne den Antrieb des Erbrechtes die Menschen weniger arbeiten würden. Man nimmt an, daß die großen Führer der Industrie von dem Wunsch, eine Familie zu gründen angeregt werden, und daß sie ihr Leben nicht der unablässigen beschwerlichen Arbeit widmen würden ohne die Hoffnung auf Erfüllung dieses Wunsches. Ich glaube nicht, daß ein großer Teil wirklich wertvoller Arbeit aus diesem Motiv heraus getan wird. Die gewöhnliche Arbeit wird des Lebensunterhalts wegen getan, und die beste wird aus Interesse an der Arbeit selbst getan. Sogar die Führer der Industrie, von denen man glaubt, - und vielleicht glauben sie es selbst ebenso wie die andern, - daß sie danach streben, eine Familie zu gründen, werden wahrscheinlich mehr durch die Liebe zur Macht und durch das abenteuerliche Vergnügen an großen Unternehmungen zur Tätigkeit angeregt. Und wäre wirklich eine Verminderung der Summe getaner Arbeit nachzuweisen, so wäre das kein Schaden, wenn man dadurch die faulen Reichen loswürde, mit ihrer Unterdrückung, ihrer Schwäche und Korruption, die sie unvermeidlich einführen.

Das gegenwärtige Verteilungssystem ist gänzlich grundsatzlos. Ausgehend von einem System, das auf Eroberung aufgebaut war, wurden die von den Eroberern zu ihrem eigenen Vorteil getroffenen Abmachungen gesetzlich festgelegt und sind niemals von Grund aus erneuert worden. Nach welchen Prinzipien sollte dies geschehen?

Der Sozialismus, das weitestgehend verteidigt Ideal einer Neugestaltung, strebt hauptsächlich nach *Gerechtigkeit*: die gegenwärtigen Ungleichheiten des Wohlstandes sind ungerecht, und der Sozialismus möchte sie abschaffen. Es ist nicht wesentlich für den Sozialismus, daß alle Menschen gleiches Einkommen haben, aber wesentlich ist es, daß die Ungleichheiten stets gerechtfertigt sind, entweder durch die Ungleichheit der Bedürfnisse oder die der geleisteten Arbeit. Es ist nicht zu bestreiten, daß das jetzige System höchst ungerecht ist, und daß fast all dies Ungerechte auch schädlich ist. Aber ich glaube nicht, daß Gerechtigkeit allein eine genügende Grundlage ist, um eine wirtschaftliche Erneuerung auf ihr aufzubauen. Gerechtigkeit wäre ebenso gesichert, wenn alle Menschen gleich unglücklich, als wenn alle gleich glücklich wären. Ist Gerechtigkeit verwirklicht, so enthält sie als solche keine neuen Lebensquelle. Der alte Typus des Marxschen revolutionären Sozialisten hielt sich nie lange auf bei der Vorstellung des Lebens der Volksgemeinschaften nach der Errichtung des tausendjährigen Reiches. Er bildete sich ein, daß die Menschen dann wie Prinz und Prinzessin im Märchen glücklich leben würden bis an das Ende ihrer Tage. Aber das ist für die menschliche Natur kein möglicher Zustand. Wünsche, Tätigkeit, Ziele sind notwendig für ein erträgliches Leben, und er „Zukunftsstaat“ würde, so schön er von weitem aussieht, in der Verwirklichung unerträglich sein.

Es ist wahr, die neueren Sozialisten haben viel von dem religiösen Eifer verloren, der ihre Pionier charakterisierte, und sie sehen im Sozialismus mehr eine Entwicklungseinrichtung als ein endgültiges Ziel. Aber sie halten noch an der Absicht fest, daß das Einkommen eines Menschen von höchster politischer Bedeutung sei, und daß es das Hauptziel einer demokratischen Republik sein müßte, die Arbeitslöhne zu erhöhen. Ich glaube, darin liegt eine zu passive Auffassung dessen, was Glück ausmacht. Es ist wahr, daß in der industriellen Welt große Teile der Bevölkerung zu arm sind, um auch nur die Möglichkeit zu einem guten

Leben zu haben, aber es ist nicht wahr, daß ein gutes Leben aus sich selbst heraus entstehen wird durch eine Verminderung der Armut. Sehr wenige von den wohlhabenden Klassen führen in der Gegenwart ein gutes Leben, und vielleicht würde der Sozialismus nur die Übel, die heute die Wohlhabenden drücken, an Stelle der Übel setzen, die aus der Armut entstehen.

Obgleich die bestehende Arbeiterbewegung eine der lebendigsten Quellen des Fortschritts ist, so hat sie doch auch gewisse entgegen gesetzte Tendenzen, vor welchen Reformer auf der Hut sein sollten. Die Arbeiterbewegung ist in ihrem Wesen auch eine Bewegung zugunsten der Gerechtigkeit, und sie beruht auf dem Glauben, daß das Opfer der vielen für die wenigen heute nicht mehr notwendig ist, was immer in der Vergangenheit gewesen sein mag. Als Arbeit weniger produktiv und Bildung weniger verbreitet war, mag eine aristokratische Zivilisation das einzig Mögliche gewesen sein. Es mag notwendig gewesen sein, daß die vielen zu dem Leben der wenigen beisteuern mußten, wenn diese den Besitz der Welt an Kunst, Gedanken und verfeinerter Lebensform überliefern und vermehren wollten. Aber diese Notwendigkeit ist vergangen oder im raschen Vergehen, und es gibt keinen stichhaltigen Einwand mehr gegen die Ansprüche auf Gerechtigkeit. Die Arbeiterbewegung ist moralisch unwiderstehlich, und es wird ihr auch heute kein anderer ernstlicher Widerstand geleistet als von Vorurteil und primitiver Selbstbehauptung. Alles lebendige Denken ist auf ihrer Seite, was gegen sie ist, ist traditionell und tot. Aber wenn sie auch selbst lebendig ist, ist es doch nicht durchaus gewiß, daß sie lebensfördernd sein wird.

Die Arbeiterbewegung wird durch das übliche politische Denken in gewisse Richtungen geleitet, die unterdrückend und gefährlich sein könnten, falls sie nach dem Siege noch ihre Kraft behalten. Die Ansprüche der Arbeiterbewegung werden im allgemeinen von der großen Majorität der gebildeten Klassen bekämpft, weil diese eine Bedrohung fühlen, nicht nur oder nicht hauptsächlich gegen ihren persönlichen Komfort, sondern gegen das zivilisierte Leben, an dem sie ihren Anteil haben, und von dessen Bedeutung für die Welt sie aufs tiefste überzeugt sind. Durch den Widerstand der gebildeten Klassen neigt die Arbeiterpartei, wenn sie revolutionär und kraftvoll ist, dazu, all das zu verabscheuen, was die gebildeten Klassen vertreten. Ist sie respektvoller, wie ihre Führer in England sich zu sein bemühen, so ist der feine und fast unbewußte Einfluß der gebildeten Menschen fähig, den revolutionären Eifer dadurch zu hemmen, daß er Zweifel und Unsicherheit hervorruft an Stelle der schnellen, einfachen Sicherheit, durch die der Sieg hätte gewonnen werden können. Die wirkliche Sympathie, welche die besten Menschen der wohlhabenden Klassen der Arbeiterbewegung erzeugen, ihre wirkliche Bereitschaft, die Gerechtigkeit ihrer Ansprüche zuzugeben, kann den Erfolg haben, die Opposition der Arbeiterführer gegen den Status quo zu besänftigen und sie der Suggestion zugänglich zu machen, daß keine fundamentale Änderung möglich ist. Seit diese Einflüsse auf die Führer stärker wirken als auf die Masse, entsteht leicht ein Mißtrauen gegen die Führer und der Wunsch, neue Führer zu wählen, die weniger bereits sind, den Ansprüchen der begünstigteren Klassen entgegen zu kommen.

Das Resultat kann zum Schluß sein, daß die Arbeiterbewegung dem Geistesleben so feindlich wird, wie einige erschreckt Besitzende es schon jetzt glauben.

Die Forderung der Gerechtigkeit kann, engherzig interpretiert, diese Tendenz verstärken. Man kann es als ungerecht ansehen, daß einzelne Menschen größere Einkommen haben und kürzere Arbeitsstunden als andere. Aber Kraft zu geistiger Arbeit, einschließlich der Arbeit

der Erziehung, erfordert zweifellos mehr Komfort und längere Perioden der Ruhe, als sie die Kraft zu physischer Arbeit erfordert, und sei es nur aus dem Grunde, daß geistige Arbeit physiologisch gesund ist. Wird das nicht erkannt, so kann das Geistesleben durch Kurzsichtigkeit noch mehr leiden als durch bedachte Feindseligkeit.

Die Erziehung leidet heute – und kann noch lange daran leiden – an dem Wunsch der Eltern, daß die Kinder so bald als möglich Geld verdienen. Jeder weiß, daß das Halbtagsystem schlecht ist. Aber die Macht der organisierten Arbeiterschaft erhält es. Es ist klar, daß das Heilmittel für dieses Übel wie für jene, die mit der Bevölkerungsfrage im Zusammenhang stehen, darin besteht, die Eltern von der Ausgabe für die Erziehung ihrer Kinder zu entlasten und ihnen zugleich das Recht zu nehmen, sich den Erwerb ihrer Kinder anzueignen.

Der Weg, eine gefährliche Opposition der organisierten Arbeit gegen das Geistesleben zu verhindern, ist nicht der, sich der Arbeiterbewegung zu widersetzen, denn sie ist zu stark, als man das mit Berechtigung tun könnte. Durch aktive Praxis muß man beweisen, daß Denken für die Arbeit nützlich ist, daß ohne Denken ihre positiven Ziele nicht erreicht werden können, und daß es in der Geisteswelt Männer gibt, die willens sind, ihre Kräfte der kämpfenden Arbeiterschaft zu widmen. Solche Männer können, wenn sie klug und aufrichtig sind, verhindern, daß die Arbeit das zerstört, was lebendig ist in der intellektuellen Welt.

Eine andere Gefahr in den Zielen der organisierten Arbeiterschaft ist die Gefahr einer starren Aufrechterhaltung der Produktionsmethoden. Verbesserungen der Maschinen oder der Organisation bringen den Unternehmern große Vorteile, für den Arbeiter aber zeitweisen und manchmal dauernden Verlust. Aus diesem Grund und auch als bloßer instinktiver Abneigung gegen jede Änderung des Gewohnten, sind starke Arbeiterorganisationen oft Hindernisse für den technischen Fortschritt. Eine vermehrt Ausnutzung der Technik und ein größeres Resultat aus einer gegebenen Arbeitssumme muß jedoch die Basis für jeden sozialen Fortschritt bleiben. Würde die Arbeiterschaft dieser Art von Fortschritt eine wirksame Opposition entgegensetzen, so wäre am Ende jeder andere Fortschritt paralytisch. Überwunden werden kann dieser Widerstand der Arbeiterschaft nicht durch Feindseligkeit und Moralpredigten, sondern dadurch, daß man ihnen ein direktes Interesse an den wirtschaftlichen Prozessen gewährt, das jetzt ausschließlich den Unternehmern zugute kommt. Hier wie sonst muß der fortschrittsfeindliche Teil einer in ihrem Wesen fortschrittlichen Bewegung ausgeschaltet werden, nicht indem man die ganze Bewegung in Verruf bringt, sondern dadurch, daß man ihr einen höheren Schwung gibt, sie fortschrittlicher macht und sie dazu führt, eine noch größere Umwälzung in der Struktur der Gesellschaft zu fordern, als sie von sich selbst aus ins Auge gefaßt hätte.

Das wichtigste Ziel, das politische Institutionen erreichen können, ist die Erhaltung individueller Schaffenslust, Energie, Lebenskraft und Lebensfreude. Diese Dinge bestanden zum Beispiel im Elisabethanischen England in einer Weise, in der sie heute nicht mehr existieren. Sie regten Abenteuerlust und Dichtung an, Musik und schöne Architektur, und geben den Anstoß für die ganze Bewegung, aus der Englands Größe in jeglicher Richtung hervorging. Diese Dinge bestanden zusammen mit Ungerechtigkeit, überwogen sie aber und schufen ein bewunderungswürdiges nationales Leben, als es vielleicht je durch den Sozialismus entstehen könnte.

Was erforderlich ist, um den Menschen die Fülle der Lebenskraft zu erhalten, sind günstige Bedingungen für ihre Entfaltung, nicht nur Sicherheit. Sicherheit ist bloß eine Zuflucht vor

der Furcht, günstige Lebensbedingungen aber die Quelle der Hoffnung. Der Hauptanspruch, den man an ein Wirtschaftssystem stellen muß, ist nicht der, daß es den Menschen wohlhabender mache, auch nicht, daß es eine gerechte Verteilung der Güter sichere, so wünschenswert beides ist, sondern daß es das natürliche Wachstum des Menschen nicht behindere. Um diesen Zweck zu erreichen, sollte es zwei Hauptbedingungen erfüllen: es sollte nicht die persönlichen Neigungen der Menschen hemmen, und es sollte dem schöpferischen Impuls die größtmögliche Betätigung geben. Wenn nicht durch Mangel an Übung geschwunden, lebt in den meisten Menschen ein Trieb, aufzubauen, der Wunsch, etwas zu schaffen. Die Menschen, welche am meisten erreichen, sind in der Regel solche, in denen dieser Trieb am stärksten ist. Solche Leute werden Künstler, Männer der Wissenschaft, Staatsmänner, Gründer von Staaten oder Führer der Industrie, je nach dem Zufall ihres Temperamentes und der Gelegenheit; die wohlthätigsten und die schädlichsten Laufbahnen sind durch diesen Impuls bestimmt. Ohne ihn würde die Welt auf das Niveau von Tibet herabsinken. Sie würde, was sie nur zu leicht tut, mit der Weisheit ihrer Voreltern auskommen, und jede Generation würde tiefer in einen öden Traditionalismus herabsinken. Aber nicht nur die hervorragenden Persönlichkeiten tragen diesen schöpferischen Trieb in sich, obgleich er bei ihnen am stärksten ist. Bei Knaben ist er fast allgemein und gewöhnlich lebt er noch in geringerem und oder stärkerem Grade in den Männern weiter, je nach der geringeren oder stärkeren Entwicklungsmöglichkeit, die er findet. Eine durch diesen Instinkt angeregte Arbeit ist befriedigend, selbst wenn sie mühselig und beschwerlich ist; denn jede Anstrengung ist so natürlich wie die Anstrengung des Hundes, der einen Hasen verfolgt. Der Hauptnachteil des jetzigen kapitalistischen Systems ist der, daß Lohnarbeit sehr selten den schöpferischen Trieb auslöst. Der Mann, der um Lohn arbeitet, hat keine Auswahl in bezug auf das, was er tut: Alles Schöpferische des Verfahrens ist in dem Arbeitgeber konzentriert, der die zu leistende Arbeit anordnet. Aus diesem Grunde wird die Arbeit ein bloß äußerliches Mittel zu einem bestimmten Zweck, nämlich Lohn zu verdienen. Die Arbeitgeber werden allmählich ungehalten über die Forderungen der Trade Union in bezug auf Beschränkung der Ausbeutung, aber sie haben keinen Grund, ungehalten zu sein, solange sie nicht erlauben, daß die Menschen, die sie beschäftigen, irgendeinen Anteil an den Zielen haben, für welche die Arbeit getan wird. Und so wird der Produktionsprozeß, der eine geschlossene Kette bilden soll, in eine Reihe von Zwecken zerlegt, die denen, welche arbeiten, keine Befriedigung ihres Triebes gewähren können.

Dies ist das Resultat unseres industriellen Systems, aber es würde durch den Staatssozialismus nicht vermieden werden. In einer sozialistischen Gesellschaft wäre der Staat der Arbeitgeber, und der einzelne Arbeitnehmer würde fast ebenso wenig Einfluß auf seine Arbeit haben wie in der Gegenwart. Der Einfluß, den er ausüben könnte, würde indirekt sein, durch politische Kanäle hindurchgehend, und wäre zu schwach und weitläufig, um eine merkbare Befriedigung zu gewähren. Es ist zu befürchten, daß statt einer Vermehrung der Selbstbestimmung eine Vermehrung gegenseitiger Hemmung stattfinden würde.

Die vollständige Abschaffung des privatwirtschaftlichen Unternehmertums, wie sie vom Sozialismus gefordert wird, scheint kaum notwendig. Die meisten Menschen, die umstürzende Reformsysteme konstruieren, wie auch die meisten, die den Status quo verteidigen, verkennen die Wichtigkeit der Ausnahmen und die Unerwünschtheit eines starren Systems. Falls die Sphäre des Kapitalismus eingeschränkt und ein großer Teil der Bevölkerung von seiner Herrschaft befreit würde, wäre es nicht mehr notwendig, seine völlige Abschaffung anzustreben. Als Mitbewerber und Rivale könnte er dem nützlichen

Zweck dienen, mehr demokratische Unternehmungen vom Versinken in Trägheit und technischen Konservatismus zu bewahren. Aber es ist von höchster Wichtigkeit, daß der Kapitalismus mehr die Ausnahme als die Regel würde, und daß die Masse der Weltindustrie zu einem mehr demokratischen System geführt würde.

Viel von dem, was gegen den Militarismus im Staat gesagt werden muß, ist auch gegen den Kapitalismus in der wirtschaftlichen Sphäre zu sagen. Wirtschaftliche Gebilde werden im Streben nach Produktivität größer und größer, und es ist unmöglich, diesen Prozeß zurück zu bilden. Die Ursachen ihres Wachstums sind technisch, und große Organisationen müssen als ein wesentlicher Teil der zivilisierten Gesellschaft akzeptiert werden. Aber es ist kein Grund einzusehen, daß ihre Leitung zentralisiert und monarchisch sein sollte. Das jetzige wirtschaftlichen System ist dadurch, daß es die meisten Menschen der Initiative beraubt, einer der Ursachen des allgemeinen Überdrusses, welcher die städtischen und industriellen Bevölkerungen in ihrer Lebenskraft niederdrückt und sie dazu veranlaßt, dauernd irgendeine Erregung zu suchen und selbst den Ausbruch eines Krieges als Befreiung aus der traurigen Eintönigkeit ihres täglichen Lebens zu begrüßen.

Wenn die Lebenskraft einer Nation erhalten werden soll, wenn wir uns irgendeine Fähigkeit zu neuen Gedanken bewahren sollen, wenn wir nicht in die starre Unbeweglichkeit des Chinesentums herabsinken sollen, so muß die monarchische Organisation der Industrie beseitigt werden. Das ganze System der Lohnarbeit ist eine Abscheulichkeit, nicht nur durch die soziale Ungerechtigkeit, welche es verursacht und verewigt, sondern auch, weil es die Menschen, welche die Arbeit tun, von dem Zweck trennt, für den die Arbeit getan wird. Der den ganzen Zweck leitende Gedanke ist gänzlich in dem Kapitalisten konzentriert. Der leitende Gedanke des Lohnempfängers ist nicht die Produktion, sondern der Lohn. Der leitende Gedanke des Kapitalisten ist es, das Maximum an Leistung durch ein Minimum an Lohn zu erreichen. Das Ziel des Lohnempfängers ist es, das Maximum an Lohn mit dem Minimum an Leistung zu erreichen. Von einem System, das diesen wesentlichen Interessenkonflikt in sich schließt, kann man nicht erwarten, daß es glatt und erfolgreich arbeitet, oder daß es ein Gemeinwesen hervorbringt, das stolz ist auf seine Leistung.

Es bestehen zwei Bewegungen, von denen die eine schon recht vorgeschritten ist, die andre noch in den Kinderschuhen steckt, welche beide befähigt erscheinen, in gegenseitiger Ergänzung sehr viel von dem, was nützt, anzuregen. Ich meine die Genossenschaftsbewegung und den Syndikalismus. Die Genossenschaftsbewegung ist fähig, das Lohnsystem auf sehr weitem Gebiet durch ein anderes zu ersetzen, aber man kann sich nicht leicht klarmachen, in welcher Weise es für solche Unternehmungen wie Eisenbahnen angewendet werden könnte. Gerade in diesen Fällen sind die Prinzipien des Syndikalismus sehr leicht anwendbar.

Wenn die Organisation nicht die Individualität erdrücken soll, so muß ihre Mitgliedschaft freiwillig und nicht erzwungen sein und sollte stets eine Stimme in der Leitung mit sich bringen. Das ist nicht der Fall bei wirtschaftlichen Organisationen, die keine Befriedigung für Stolz und Freude bieten, wie sie die Menschen in selbstgewählter Tätigkeit finden, falls diese nicht äußerst monoton ist.

Es muß doch zugegeben werden, daß viel von der mechanischen Arbeit, die in der Industrie notwendig ist, aus sich selbst heraus sicher nicht interessant werden kann. Aber sie wird weniger ermüdend erscheinen, als es augenblicklich der Fall ist, wenn die, welche sie

verrichten, eine Stimme in der Leitung ihrer Industrie haben. Und Menschen, welche für andere Beschäftigungen Muße wünschen, könnte die Gelegenheit gegeben werden, während einiger Stunden des Tages uninteressante Arbeit für entsprechenden Lohn zu tun. Das wäre ein Ausweg für alle, die eine Tätigkeit auszuüben wünschen, die nicht im Augenblick gewinnbringend für sie ist. Wenn alles Mögliche getan ist, um Arbeit reizvoll zu machen, so muß das übrige wenigstens erträglich gemacht werden, wie es gegenwärtig geschieht durch die Aussicht auf Belohnungen außerhalb der Arbeitsstunden. Aber wenn diese Belohnungen befriedigend sein sollen, ist es wesentlich, daß die reizlose Arbeit nicht notwendigerweise die ganze Kraft eines Menschen erschöpft, und daß für die übrig bleibenden Stunden Gelegenheit bestehe für mehr oder weniger zusammenhängende Betätigungen. Ein solches System könnte eine unermessliche Wohltat sein für Künstler, Leute der Wissenschaft und andere, die für ihre eigene Befriedigung Werke schaffen, welche das Publikum nicht hoch genug schätzt, um den Lebensunterhalt des Schaffenden sicherzustellen. Außer diesen verhältnismäßig seltenen Fällen könnte es jungen Männern und Frauen mit intellektuellen Bestrebungen nach dem Verlassen der Schule Gelegenheit geben, ihre Bildung zu vervollkommen oder sich für eine Laufbahn vorzubereiten, die ein außergewöhnlich langes Studium verlangt.

Die Übelstände des jetzigen Systems entstehen aus der Trennung zwischen den verschiedenen Interessen des Konsumenten, Produzenten und Kapitalisten. Keiner von diesen dreien hat dieselben Interessen wie die Gesamtheit oder wie einer von den beiden anderen. Das Genossenschaftssystem faßt die Interessen des Konsumenten und Kapitalisten zusammen, der Syndikalismus würde die Interessen von Produzenten und Kapitalisten zusammenfassen. Keines vereinigt alle drei oder macht die Interessen jener, welche die Arbeit leiten, ganz identisch mit denen der Gesamtheit. Keines würde darum gänzlich den industriellen Kampf verhindern oder der Notwendigkeit, daß der Staat als Schiedsrichter auftritt, vorbeugen. Aber jedes würde besser sein als das jetzige System, und wahrscheinlich würde eine Mischung von beiden die meisten der Übelstände des heutigen Industrialismus heilen. Es ist erstaunlich, daß, wo doch Frauen und Männer gekämpft haben, um die politische Demokratie zu erreichen, so wenig dafür getan ist, um die Demokratie in der Industrie einzuführen. Ich glaube, es könnten unberechenbare Wohltaten hervorgehen aus der industriellen Demokratie, entweder nach genossenschaftlichem Muster oder durch die Anerkennung eines Gewerbes oder einer Industrie als einer Einheit für die Zwecke der Verwaltung, mit einer Art von Homerule, wie sie der Syndikalismus zu erreichen bestrebt ist. Es ist kein Grund vorhanden, warum jede Verwaltungseinheit auch eine geographische Einheit sein sollte. Dieses System war in der Vergangenheit wegen der Langsamkeit der Verkehrsmittel notwendig, aber heute ist es das nicht mehr. Durch ein solches System können viele Menschen dazu gebracht werden, wieder Stolz in ihre Arbeit zu versetzen und wieder jenen Anreiz des schöpferischen Triebes zu finden, welcher heute nur wenigen Glücklichen vergönnt ist. Ein solches System verlangt die Abschaffung von Grundbesitz und die Einschränkung des Kapitalismus, bedingt aber keine Gleichheit der Löhne. Und unähnlich dem Sozialismus ist es nicht ein starres und endgültiges System: es ist kaum mehr als ein Rahmen für Energie und Initiative. Nur durch eine solche Methode, so glaube ich, kann das freie Wachstum des Individuums in Übereinstimmung gebracht werden mit den ungeheuren technischen Organisationen, die durch den Industrialismus notwendig geworden sind.

V

ERZIEHUNG

Keine politische Theorie hat wirklichen Wert, wenn sie nicht ebenso gut wie für Männer und Frauen auch auf Kinder anwendbar ist. Theoretiker sind meist kinderlos, oder wenn sie Kinder haben, werden ihnen sorglich die Störungen ferngehalten, die durch jugendliche Unruhe verursacht werden könnten. Manche von ihnen haben Bücher über Erziehung geschrieben, doch meist ohne sich beim Schreiben irgendwelche wirklichen Kinder vorzustellen. Jene Erziehungstheoretiker jedoch, die Kinder wirklich kannten, hatten, wie die Erfinder des Kindergartens und des Montessori-Systems (was die Erziehung kleiner Kinder betrifft, so erscheint mir die Methode von Madame Montessori ausgezeichnet), nicht immer eine genügende Vorstellung von dem letzten Erziehungsziel, um fähig zu sein, sich in erfolgreicher Weise mit dem Unterricht auf vorgeschrittener Stufe zu beschäftigen. Ich selbst habe weder über Kinder noch über Erziehung Erfahrung, die mich befähigte, die eventuellen Fehler in den Schriften anderer zu verbessern. Aber einige Fragen, in denen es um Erziehung als politische Institution handelt, gehören notwendig zu jedem auf soziale Erneuerung gerichtetem Bestreben, und gerade sie werden meist nicht von den berufsmäßigen pädagogischen Schriftstellern behandelt. Diese Fragen will ich in folgendem erörtern.

Die Macht der Erziehung, Charakter und Denken zu bilden, ist sehr groß und wird allgemein anerkannt. Die grundlegenden Überzeugungen, freilich gewöhnlich nicht die ausgesprochen Gebote der Eltern und Lehrer, werden von den meisten Kindern fast unbewußt angenommen, und selbst wenn sie im späteren Leben von diesen Überzeugungen abweichen, so bleibt doch etwas von ihnen tief eingewurzelt zurück und bricht leicht bei einer inneren Aufregung oder Krisis wieder hervor. Erziehung ist als Regel die stärkste Macht auf Seiten des Bestehenden und ein Widerstand gegen fundamentale Änderungen; bedrohte Institutionen bemächtigen sein, solange sie noch die Macht dazu haben, der Erziehungsmaschinerie und prägen Achtung vor jeder Vortrefflichkeit in die noch bildsamen Gemüter der Jugend. Reformer versuchen dann ihrerseits, ihre Widersacher aus der vorteilhaften Stellung zu vertreiben. An das Kind denkt keine der beiden Parteien. Die Kinder kommen nur insofern in Betracht, als sie für die eine oder andere Armee angeworben werden sollen. Würde man an die Kinder selbst denken, so würde die Erziehung nicht danach trachten, einen Bestandteil dieser oder jener Partei aus ihnen zu machen, sondern sie instand zu setzen, verstandesmäßig zwischen den Parteien zu wählen. Man würde

danach trachten, sie zum Selbstdenken anzuleiten und nicht zu denken, wie ihre Lehrer denken. Wenn wir die Rechte der Kinder achteten, könnte die Erziehung nicht als politische Waffe ausgenützt werden. Wir sollten sie erziehen, um ihnen das Wissen und die geistige Fähigkeit zu geben, die zur Bildung unabhängiger Meinungen notwendig ist. Als politische Institution aber ist die Erziehung bestrebt, Gewohnheiten zu bilden und das Wissen derart zu umgrenzen, daß dadurch eine ganze Reihe von Meinungen unvermeidlich gemacht wird.

Die beiden Elemente der *Gerechtigkeit* und *Freiheit*, die eine wesentliche Grundlage der erstrebten sozialen Umgestaltung bilden sollen, sind als solche nicht genügend, wo die Erziehung in Betracht kommt. Gerechtigkeit in dem wörtlichen Sinn: gleiche Rechte für jeden – ist in bezug auf Kinder zweifellos nicht ohne Einschränkung anwendbar. Und Freiheit ist zunächst einmal wesentlich negativ: sie verurteilt jeden vermeidbaren Eingriff in die Selbstbestimmung, ohne jedoch ein positives aufbauendes Prinzip an die Hand zu geben. Aber Erziehung soll doch wesentlich aufbauen und verlangt einen positiven Begriff von dem, was ein Leben, wie es sein soll, ausmacht. Und wenn auch Freiheit in der Erziehung so weit geachtet werden soll, als sie überhaupt mit Unterricht vereinbar ist, und wenn man auch ein gutes Teil mehr Freiheit als üblich, ohne Nachteil für den Unterricht, gestatten kann, so ist es doch klar, daß eine gewisse Einschränkung der vollkommenen Freiheit unvermeidbar ist, wenn Kinder überhaupt etwas lernen sollen, außer wenn es sich um ungewöhnlich intelligente Kinder handelt, die von normaleren Gefährten isoliert sind. Dies ist ein Grund für die große Verantwortlichkeit, welche auf Erziehern ruht: die Kinder sind mehr oder weniger ihrer Gnade ausgeliefert und können nicht selbst ihre eignen Interessen wahren. Bis zu einem gewissen Grade ist Autorität in der Erziehung unvermeidlich, und die, welche erziehen, müssen einen Weg finden, um Autorität in Übereinstimmung mit dem Geist der Freiheit auszuüben.

Hier, wo Autorität unvermeidlich, ist Ehrfurcht notwendig. Ein Mann, der ein guter Erzieher sein, und der der Jugend zu vollem Wachstum und reicher Entwicklung verhelfen soll, muß durch und durch von dem Geist der Ehrfurcht erfüllt sein. Ehrfurcht gegen andere ist es, die denen mangelt, welche maschinenmäßige starre Systeme verteidigen: Militarismus, Kapitalismus, die wissenschaftliche Organisation der Fabriken und all die andern Gefängnisse, in welche Reformer und Reaktionäre den menschlichen Geist einzuzwängen versuchen. In den Schulen mit Gesetzen, die am grünen Tisch der Regierung verfaßt sind, ihren großen Klassen, festem Lehrplan und überarbeiteten Lehrern, ihrer Bestimmung, ein totes Gleichmaß glatter Mittelmäßigkeit hervorzubringen, ist der Mangel an Ehrfurcht vor dem Kind durchaus allgemein. Ehrfurcht erfordert Einfühlung und lebendige Wärme – sie erfordert den höchsten Grad von Einfühlung in Hinsicht auf diejenigen, die im Augenblick noch völlig unfertig und machtlos sind. Das Kind ist schwach und scheinbar töricht – der Lehrer ist stark und im alltäglichen Sinne klüger als das Kind. Der ehrfurchtslose Lehrer oder der ehrfurchtslose Bürokrat mißachtet das Kind nur zu leicht wegen dieser äußerlichen Inferioritäten. Er hält es für seine Pflicht, das Kind zu „formen“, und bildet sich ein, er sei der Töpfer mit dem Ton. So gibt er dem Kind irgendeine unnatürliche Form, die mit den Jahren verhärtet, und bringt dadurch Sprünge und eine geistige Unzufriedenheit hervor, aus denen Grausamkeit und Neid erwachsen und die Überzeugung, daß andere gezwungen werden müssen, die gleichen Mißbildungen zu erdulden.

Der ehrfürchtige Mensch wird es nicht als seine Pflicht ansehen, das Kind zu formen. Er fühlt in allem, was lebt, besonders aber in menschlichen Wesen und am meisten in Kindern, etwas Heiliges, Unfaßbares, Grenzenloses, etwas Individuelles und Seltsam-Kostbares, das

quellende Leben selbst, ein verkörpertes Bruchstück des stummen Strebens der Welt. In der Gegenwart des Kindes fühlt er eine unerklärliche Demut, eine Demut, die mit vernunftmäßiger Begründung nicht leicht zu verteidigen, und doch der Weisheit näher ist als das leichtfertige Selbstvertrauen vieler Eltern und Lehrer. Die äußere Hilflosigkeit und Abhängigkeit des Kindes machen ihm die Verantwortung für das Anvertraute bewußt. Seine Vorstellung zeigt ihm, wie das Kind im Guten und Bösen werden wird, wie seine Triebe sich entwickeln und gehemmt werden, wie seine Hoffnungen geknickt werden müssen, wie das Leben in ihm gedämpfter verlaufen wird, wie sein Vertrauen enttäuscht wird und seine eiligen Wünsche einem dauerhaften Willen Platz machen werden. All dies gibt ihm den Wunsch, dem Kind in seinem Lebenskampf zu helfen, er möchte es ausrüsten und stärken, nicht für ein äußerliches Ziel, das der Staat oder eine andere unpersönliche Autorität aufrichtet, sondern für Ziele, die der Geist des Kindes selbst dunkel sucht. Der Mann, der dies fühlt, kann die Autorität eines Erziehers handhaben, ohne das Prinzip der Freiheit zu verletzen.

Nicht im Geist der Ehrfurcht wird die Erziehung von Staaten und Kirche und den großen Institutionen, die ihnen unterstellt sind, geleitet. In der Erziehung wird kaum jemals der Knabe oder das Mädchen, der Jüngling oder die Jungfrau beachtet, sondern es handelt sich fast immer irgendwie um die Aufrechterhaltung der bestehenden Ordnung. Wenn man das Individuum in Betracht zieht, so geschieht es fast ausschließlich mit dem Hinblick auf weltlichen Erfolg – Geld zu verdienen oder eine gute Stellung zu erlangen. So wie alle zu sein und die Kunst des Vorwärtkommens zu erlernen, ist das Ideal, das dem jugendlichen Gemüt hingestellt wird. Eine Ausnahme machen nur seltene Lehrer, die genug Glaubenskraft besitzen, um das System zu durchbrechen, innerhalb dessen sie zu arbeiten haben. Fast jede Erziehung hat ein politisches Motiv: sie strebt danach, irgendeine nationale oder religiöse oder selbst soziale Partei im Wettbewerb mit andern zu stärken. Hauptsächlich dieses Motiv bestimmt die Lehrgegenstände, die dargebotenen und die vorenthaltenen Kenntnisse und entscheidet auch, welche geistige Haltung man die Schüler gewinnen lassen will. Kaum etwas wird getan, um das innere Wachstum von Geist und Gemüt zu pflegen. Und in der Tat sind jene, welche die beste Schulbildung hatten, sehr oft in ihrem geistigen und seelischen Leben verkümmert, der Impulse beraubt, und nur im Besitz gewisser mechanischer Fertigkeiten, welche den Platz des lebendigen Gedankens einnehmen. Einiges von dem, was Erziehung zurzeit vollbringt, muß von ihr immer und in jedem zivilisierten Lande vollbracht werden. Alle Kinder müssen nach wie vor lesen und schreiben lernen, und einige müssen auch fernerhin die Vorkenntnisse des ärztlichen, juristischen und des Ingenieur-Berufs erwerben. Die höhere für die Wissenschaften und die Künste erforderliche Schulbildung ist notwendig für Kinder, die sich dafür eignen. Außer in Geschichte, Religion und verwandten Gebieten ist die augenblickliche Belehrung nur unzulänglich, nicht positiv schädlich. Doch sie müßte in freierem Geiste gegeben werden und müßte mehr versuchen, ihre letzten Anwendungen zu zeigen. Und selbstverständlich ist vieles an ihr traditionell und tot. Aber in der Hauptsache ist sie notwendig und wird stets einen Teil von jeglichem Erziehungssystem bilden müssen.

Dagegen ist in Geschichte, Religion und andern umstrittenen Gebieten die heutige Belehrung positiv schädlich. Diese Gegenstände berühren die Interessen, aus denen heraus Schulen unterhalten werden, um durch sie den Kindern bestimmte Meinungen über diese Gegenstände einzuflößen. Geschichte wird in jedem Land so gelehrt, daß sie das Land verherrlicht. Die Kinder lernen glauben, daß ihr eignes Land immer im Recht war und fast immer siegreich, daß es fast alle großen Leute hervorgebracht hat, und daß es in jeder Hinsicht allen anderen Ländern überlegen ist. Weil diese Glaubenssätze schmeichelhaft sind,

werden sie leicht angenommen und kaum jemals durch späteres Wissen aus dem Instinkt ausgeschaltet.

Um ein einfaches und fast triviales Beispiel zu nehmen: die Tatsachen über die Schlacht von Waterloo sind im größten Detail und in peinlicher Genauigkeit bekannt. Aber die in den Elementarschulen gelehrteten Tatsachen sind ganz verschiedene in England, Frankreich und Deutschland. Der englische Durchschnittsjunge glaubt, daß die Preußen kaum irgendeine Rolle spielten. Der deutsche Junge glaubt, daß Wellington tatsächlich geschlagen war, als der Tag durch Blüchers Ritterlichkeit gerettet wurde. Würden in beiden Ländern die Tatsachen der Wirklichkeit gelehrt, so würde der Nationalstolz nicht in gleicher Weise großgezogen, keine Nation würde sich im Kriegsfall so siegesgewiß fühlen, und der Wille zum Kampf würde verringert werden. Jeder Staat will den Nationalstolz fördern und sich bewußt, daß dies nicht durch unparteiische Geschichtsschreibung geschehen kann. Und so werden die wehrlosen Kinder durch Verdrehungen und Verschweigungen und Suggestionen belehrt. Die falsche Auffassung der Weltgeschichte, die in den verschiedenen Ländern gelehrt wird, begünstigt einen Krieg und dient dazu, einen bigotten Nationalismus zu nähren. Wenn man gute Beziehung zwischen den Staaten wünscht, so müßte es einer der ersten Schritte sein, allen Geschichtsunterricht einer internationalen Kommission zu unterbreiten, welche neutrale Textbücher aufstellen müßte, frei von patriotischer Tendenz, wie man sie jetzt überall verlangt.

Genau dasselbe gilt für die Religion. Die Elementarschulen sind tatsächlich immer in Händen einer religiösen Körperschaft oder eines Staates, der eine bestimmte Stellung der Religion gegenüber einnimmt. Die Existenz einer religiösen Körperschaft beruht darauf, daß all ihre Mitglieder bestimmte Glaubenssätze über Dinge haben, deren Wahrheit nicht zu beweisen ist. Schulen, die von religiösen Körperschaften geführt werden, sollen die von Natur oft fragesüchtige Jugend von der Entdeckung zurückhalten, daß diesen endgültigen Überzeugungen andere gegenüber stehen, die nicht unvernünftiger sind, und daß viele der zum Urteil am meisten befähigten Männer denken, daß ein bestimmter Glaube nicht zu beweisen sei. Steht der Staat im Säkularisationskampf wie in Frankreich, so werden Staatsschulen ebenso dogmatisch wie jene, die in den Händen der Kirchen sind. (Wie ich höre, darf das Wort „Gott“ in einer französischen Elementarschule nicht erwähnt werden.) Das Resultat ist in allen Fällen das gleiche: freies Fragen wird unterdrückt, und in den wichtigsten Angelegenheiten der Welt wird dem Kind entweder mit einem Dogma oder mit eisernem Schweigen begegnet.

Aber nicht nur in den Elementarschulen finden sich diese Übelstände. In den höheren Schulen nehmen sie feinere Formen an, man gibt sich mehr Mühe, sie zu verbergen, aber da sind sie doch. Eton und Oxford drücken einen bestimmten Stempel auf die Denkungsweise eines Menschen, genau wie ein Jesuiten-Kollegium. Man kann kaum sagen, daß Eton und Oxford ein bewußtes Ziel haben, aber es ist nicht weniger stark und wirkungsvoll, weil es nicht formuliert ist. Fast alle, die durch diese Schulen hindurch gegangen sind, verehren die „gute Form“, die für Leben und Denken ebenso zerstörend ist, wie es die mittelalterliche Kirche war. Die „gute Form“ verträgt sich wohl mit einer oberflächlichen Offenherzigkeit, einer Geneigtheit, alle Seiten zu hören, und einer gewissen Höflichkeit gegen Widersacher. Aber sie verträgt sich nicht mit grundlegender Offenheit, noch mit innerer Bereitwilligkeit, dem Gegner volles Recht widerfahren zu lassen. Sie besteht wesentlich in der Überzeugung, daß es vor allem auf eine bestimmte Art sich zu benehmen ankommt, ein Benehmen, das Reibungen zwischen Gleichgestellten fast unmöglich macht und das in zarter Weise den

Niederstehenden die Überzeugung eigener Rohheit beibringt. Als politische Waffe, mit der man in snobistischer Demokratie die Privilegien der Reichen wahrt, ist die gute Form unübertrefflich. Und sie hat ein gewisses Verdienst als Mittel, ein angenehmes soziales Milieu für die zu schaffen, die Geld haben, aber keine starken Überzeugungen oder ungewöhnliche Wünsche. In jeder anderen Beziehung ist sie abscheulich.

Die schlechten Folgen der „guten Form“ entstehen aus zwei Quellen: der unerschütterlichen Überzeugung von eigener Fehlerlosigkeit und dem Glauben, daß korrekte Manieren wertvoller sind als Intellekt, künstlerische Schöpferkraft, lebendige Energie oder eine der andern Quellen des Fortschritts der Welt. Die unerschütterliche Selbstsicherheit genügt, um jeden geistigen Fortschritt im Menschen zu zerstören. Und wenn sie sich mit Verachtung für das Eckige und Schwerfällige verbindet, das fast ausnahmslos in Begleitung starker geistiger Kraft aufzutreten pflegt, so wird sie zu einer Quelle der Zerstörung für alle, die mit ihr in Berührung kommen. Die „gute Form“ selbst ist tot und wachstumsunfähig, und durch ihr Verhalten denen gegenüber, die sie nicht besitzen, überträgt sie den eignen Tod auf vieles sonst Lebensfähige. Den wohlhabenden Kreisen Englands und den Leuten, die durch ihre Fähigkeiten die Beachtung der Wohlhabenden erworben haben, hat sie unbegrenzten Schaden zugefügt.

Freies Fragen wird verhindert werden, solange es das Ziel der Erziehung ist, Überzeugung statt Denken hervor zu bringen und die Jugend zu zwingen, positive Meinungen über zweifelhafte Dinge festzuhalten, anstatt sie anzuleiten, Zweifel zu sehen und sie zu geistiger Unabhängigkeit zu ermutigen. Erziehung sollte den Wunsch nach Wahrheit nähren und nicht die Überzeugung, daß ein bestimmter Glaube die Wahrheit sei. Aber der Glaube hält die Menschen in Kampforganisationen zusammen, in Kirchen, Staaten, politischen Parteien. Die Glaubensstärke verbürgt den Erfolg im Kampf: den Sieg erringen jene, welche die stärkste Gewißheit fühlen in Dingen, denen gegenüber Zweifel die einzig vernünftige Stellungnahme wäre. Um diese Glaubensstärke und den Erfolg im Kampf zu erreichen, wird die kindlichen Natur gebogen und der freie Ausblick gehemmt durch Züchtung von Widerständen, die das Wachstum neuer Ideen hindern sollen. So entsteht in nicht sehr aktiven Geistern die Allmacht des Vorurteils, während die wenigen, deren Denken nicht ganz getötet werden kann, jede geistige Hoffnung verlieren, zynisch werden und kritisch zerstörend, geneigt, alles Lebendige als sinnlos anzusehen, und unfähig, selbst die schöpferischen Impulse zu ersetzen, die sie in andern zerstören.

Der Erfolg im Kampf, der durch Unterdrückung der Gedankenfreiheit erreicht wird, ist kurz und wertlos. Auf die Dauer ist Verstandeskraft für den Erfolg ebenso wesentlich wie für ein wertvolles Leben. Die Auffassung der Erziehung als einer Art von Drill, eines Mittels, Einstimmigkeit durch Versklavung zu erzielen, ist sehr verbreitet und wird hauptsächlich darum verteidigt, weil sie zum Siege führt. Jene, die Parallelen aus dem Altertum lieben, werden zur Bekräftigung ihrer Moral auf den Sieg von Sparta über Athen hinweisen. Aber Athen hat Macht auf das Denken und Vorstellen der Menschen ausgeübt, nicht Sparta. Jeder von uns würde, wenn wir in einer vergangenen Epoche geboren werden könnten, lieber in Athen als in Sparta geboren sein. Und in der modernen Welt wird so viel Intellekt für praktische Dinge verlangt, daß selbst der äußere Sieg wohl eher durch Intelligenz als durch Gelehrigkeit errungen wird. Erziehung zu Leichtgläubigkeit führt schnell zu geistigem Verfall. Nur dadurch, daß der Geist freier Forschung lebendig erhalten wird, kann das unerläßliche Minimum von Fortschritt erreicht werden. Gewisse geistige Einstellungen werden gewöhnlich von den Erziehenden der Jugend beigebracht. Gehorsam und Disziplin,

Rücksichtslosigkeit im Kampf um weltlichen Erfolg, Verachtung gegenüber Andersdenkenden und eine widerspruchslose Leichtgläubigkeit, ein passives Aufnehmen der Weisheit des Lehrers. All diese Gewöhnungen sind lebensfeindlich. Statt nach Gehorsamkeit und Disziplin sollten wir danach streben, Unabhängigkeit und Impulsivität zu bewahren. Statt Rücksichtslosigkeit sollte die Erziehung versuchen, Gerechtigkeit im Denken zu entwickeln. Statt Verachtung sollte sie Ehrfurcht beibringen und den Wunsch zu verstehen. Sie sollte nicht durchaus Fügsamkeit gegenüber der Meinung anderer hervorbringen, jedoch nur solche Opposition, die mit Einfühlung und sicherer Klarlegung der Gründe für die Opposition verbunden ist. Statt Leichtgläubigkeit sollte man aufbauenden Zweifel anspornen, die Liebe zu geistiger Kühnheit und den Sinn dafür, neue Welten durch geistige Unternehmungslust zu erobern. Zufriedenheit mit dem Status quo und Unterordnung des individuellen Schülers unter politische Ziele, was alles aus Indifferenz gegenüber den Dingen des Verstandes entsteht, sind die unmittelbaren Ursachen dieser Übelstände. Aber schließlich steckt unter all diesen Ursachen eine noch tiefere, die Tatsache, daß man Erziehung behandelt als ein Mittel, um Macht über den Zögling zu gewinnen, anstatt als Mittel, sein persönliches Wachstum zu fördern. Hier zeigt sich der Mangel an Ehrfurcht, und nur durch größere Ehrfurcht kann eine grundlegende Reform erreicht werden.

Gehorsam und Disziplin hält man für unentbehrlich, um eine Klasse in Ordnung zu halten und um Unterricht geben zu können. Bis zu einem gewissen Grade ist das wahr, aber der Grad ist viel geringer, als es die annehmen, welche Gehorsam und Disziplin als solche für wünschenswert ansehen. Gehorsam, die Übertragung des eignen Willens an äußere Leitung, ist das Gegenstück der Autorität. Beide mögen in gewissen Fällen nötig sein. Widersetzliche Kinder, Geisteskranke und Verbrecher werden Autorität verlangen, und man wird sie zum Gehorsam zwingen müssen. Aber so weit als das notwendig, ist es auch ein Unglück. Nur die freie Wahl der Ziele ist zu wünschen, und dann ist es nicht nötig einzugreifen. Erziehungsreformer haben gezeigt, daß dies alles in viel größerem Maße möglich ist, als unsre Eltern jemals geglaubt hätten. (Was Madam Montessori bei Verringerung von Gehorsam und Disziplin zum Vorteil der Erziehung erreicht hat, scheint fast wie ein Wunder.)

Was den Gehorsam in Schulen notwendig erscheinen läßt, sind die großen Klassen und überarbeiteten Lehrer, die falsche Sparsamkeit verlangt. Menschen, die keine Erfahrung im Lehren haben, können sich keine Vorstellung machen von der Verausgabung an Geist, die durch einen wirklich lebendigen Unterricht verursacht wird. Sie glauben, daß man von Lehrern ganz gut ebenso viel Arbeitsstunden als von Bankbeamten verlangen kann. Intensive Ermüdung und gereizte Nerven sind der Erfolg, und eine absolute Notwendigkeit, die Tagesarbeit mechanisch zu verrichten. Aber mechanisch kann die Aufgabe nur getan werden, wenn Gehorsam gefordert wird.

Wenn wir die Erziehung ernst nähmen, und wenn wir es für ebenso wichtig hielten, die geistigen Kräfte der Kinder lebendig zu erhalten, wie im Kriege den Sieg zu sichern, so würden wir die Erziehung ganz anders anfassen: wir würden das Endergebnis sicherzustellen suchen, selbst wenn die Ausgaben dann hundertmal größer wären, als sie es jetzt sind. Für viele Männer und Frauen ist eine kurz bemessene Lehrtätigkeit eine Freude, und diese kann mit Frische und Lebendigkeit ausgeübt werden, die das Interesse der meisten Schüler wachhält, ohne daß Disziplin notwendig wäre. Die wenigen, bei welchen keine Teilnahme erweckt werden kann, müßten von den übrigen getrennt und es müßte ihnen eine andre Art von Unterricht gegeben werden. Ein Lehrer sollte nur soviel Stunden zu geben haben, wie es mit wirklicher Freude an der Arbeit geschehen kann, und mit Aufmerksamkeit auf die

geistigen Bedürfnisse des Schülers. Das Ergebnis würden dann Freundschafts- und keine Feindschaftsverhältnisse zwischen Lehrer und Schüler sein, und den meisten der Schüler würde es klar werden, daß der Unterricht ihrer eignen Entwicklung dient, und daß er nicht nur eine äußerliche Aufgabe ist, die dem Spiel entgegensteht, und die täglich viele Stunden Stillsitzen verlangt. Alles für diesen Zweck Notwendige ist ein größerer Kostenaufwand, um Lehrer zu bekommen, die größere Muße haben und eine natürliche Liebe zum Lehren.

Die Disziplin, wie sie in den Schulen besteht, ist ein großer Übelstand. Wohl gibt es eine Disziplin, die notwendig ist, um überhaupt etwas zu erreichen, und die vielleicht nicht genügend gewertet wird von jenen, die der bloß äußerlichen Disziplin der traditionellen Methoden entgegenwirken. Die wünschenswerte Art von Disziplin ist die, die von innen heraus kommt, und die in der Kraft besteht, ein entferntes Ziel stetig zu verfolgen und auf diesem Wege vielerlei zu umgehen und zu erdulden. Dies bedingt die Unterordnung ablenkender Impulse unter den Willen, die Kraft zu einem Tun, das durch starke schöpferische Wünsche seine Richtung beibehält, selbst in Zeiten, wo diese Wünsche nicht sehr lebhaft sind. Ohne dies kann kein ernster Ehrgeiz, im Guten oder Bösen, verwirklicht werden, kann kein beständiger Zweck herrschen. Diese Art von Disziplin ist sehr notwendig, aber sie kann nur hervorgehen aus einem starken Streben nach Zielen, die nicht sofort erreichbar sind, und kann durch Erziehung nur dann hervorgebracht werden, wenn die Erziehung solches Streben fördert, was jetzt nur selten geschieht. Solche Disziplin entsteht aus dem eignen Willen und nicht durch äußerliche Autorität. Gerade diese Art wird in den meisten Schulen nicht verlangt, und gerade diese Art ist es, die mir nicht als etwas Schlechtes erscheint.

Wenn auch die elementare Erziehung die nicht wünschenswerte Disziplin, die in passivem Gehorsam besteht, begünstigt, und kaum eine der bestehenden Erziehungsweisen die moralische Disziplin der konsequenten Selbstbeherrschung fördert, so gibt es doch eine bestimmte Art rein geistiger Disziplin, die durch traditionelle höhere Erziehung erzielt wird. Ich meine die, welche einen Menschen befähigt, seine Gedanken willentlich auf einen Gegenstand zu konzentrieren, den er zu betrachten veranlaßt ist, ohne sich durch störenden Neigungen, Mühen oder intellektuelle Schwierigkeiten ablenken zu lassen. Wenn auch diese Befähigung keinen großen inneren Wert besitzt, so steigert sie doch sehr die Wirksamkeit des Verstandes als Instrument. Durch sie wird der Richter befähigt, die wissenschaftlichen Details einer Patentsache zu beherrschen, die er sofort vergißt, wenn das Urteil gefällt ist, oder ein Beamter, vielerlei administrative Fragen hintereinander schnell zu behandeln. Durch sie werden die Menschen fähig, ihre privaten Sorgen während der Geschäftsstunden zu vergessen. In einer komplizierten Welt ist das eine sehr notwendige Fähigkeit für alle, deren Arbeit geistige Konzentration verlangt.

Geistige Disziplin hervorzubringen, ist das Hauptziel, das sich die traditionelle höhere Erziehung stellt. Ich zweifle daran, daß es auf andere Weise erreicht werden kann als dadurch, daß man die aktive Aufmerksamkeit zu einer vorgeschriebenen Aufgabe zwingt oder überredet. Aus diesem Grund hauptsächlich glaube ich nicht, daß Methoden, wie die von Madame Montessori, noch anwendbar sind, wenn die Zeit der Kindheit vorbei ist. Das Wesen ihrer Methode besteht darin, eine Auswahl von Beschäftigungen zu geben, von denen jede für die meisten Kinder interessant ist, und die alle belehrend sind. Die Aufmerksamkeit des Kindes ist wie im Spiel gänzlich spontan; es macht ihm Freude, in dieser Weise Kenntnisse zu erlangen, und es nimmt nicht irgendein Wissen an, daß es nicht wünscht. Ich bin überzeugt, daß dies für kleine Kinder die beste Erziehungsmethode ist. Die

tatsächlichen Resultate machen es fast unmöglich, anders zu urteilen. Aber man kann sich schwer vorstellen, wie diese Methode zu einer Beherrschung der Aufmerksamkeit durch den Willen führen kann. Viele Dinge, die durchdacht werden müssen, sind uninteressant, und selbst jene, die zuerst interessant sind, werden oft sehr ermüdend, ehe sie so lange betrachtet worden sind, wie es notwendig ist. Die Kraft zu langer, angespannter Aufmerksamkeit ist sehr wichtig und kann in weitem Maße kaum anders erreicht werden als durch eine von äußerem Druck bewirkte Gewohnheit. Es ist wahr, einige Knaben haben genügend starke intellektuelle Wünsche, um willens zu sein, sich allem, was nötig ist, aus eigener Initiative und freiem Willen zu unterwerfen. Aber für alle andern ist ein äußerer Beweggrund notwendig, um sie irgendeinen Gegenstand gründlich erlernen zu lassen. Unter den Erziehungsreformern herrscht eine gewisse Angst, große Anstrengungen zu verlangen, und in der Welt im allgemeinen ein wachsender Widerwille, sich von etwas quälen zu lassen. Diese beiden Tendenzen haben ihre guten Seiten, aber beide haben aber auch ihre Gefahren. Die gefährdete geistige Disziplin kann durch bloßen Rat und ohne äußern Zwang bewahrt werden, wenn man das intellektuelle Interesse und den Ehrgeiz eines Knaben genügend anspornen kann. Für einen guten Lehrer sollte es möglich sein, das bei jedem Knaben zu tun, der dazu befähigt ist, geistig etwas zu erreichen, und für viele von den andern ist die gegenwärtige reine Bucherziehung wohl auch nicht die beste. Auf diese Weise kann die geistige Disziplin, solange ihr Wert anerkannt wird, wohl dadurch erreicht werden – dort wo es möglich ist, - daß man dem Schüler seine eignen Bedürfnisse ins Bewußtsein bringt. Solange man von den Lehrern keinen Erfolg durch diese Methode erwartet, ist es leicht für sie, sich in träge Schwerfälligkeit zu verkriechen und die Schüler zu tadeln, wenn der Fehler tatsächlich ihr eigener ist.

Rücksichtslosigkeit im wirtschaftlichen Kampf wird in den Schulen fast unvermeidlich so lange gelehrt werden, als die ökonomische Struktur der Gesellschaft unverändert bleibt. Das ist vor allen Dingen nötig für die Schulen der Mittelklassen, die in ihrer Besuchszahl von der guten Meinung der Eltern abhängig sind, auch die sich diese gute Meinung der Eltern dadurch sichern, daß sie die Erfolge der Schüler öffentlich bekanntgeben. Dies ist einer der vielen Punkte, in denen diese Organisationen, die dem Staat Konkurrenz machen, schädlich sind. Spontanes und uninteressiertes Verlangen nach Wissen ist ganz und gar nicht selten bei der Jugend und könnte leicht in vielen Kindern erweckt werden, in denen es latent bleibt. Aber es wird gewissenlos gehemmt von Lehrern, die nur an Examen, Diplome und Grade denken. Für die fähigeren Knaben gibt es keine Zeit zum Denken, keine Zeit zur Befriedigung ihres intellektuellen Geschmacks vom ersten Schulgang an bis zum Verlassen der Universität. Von Anfang bis zu Ende gibt es nichts als eine lange Plackerei mit Examens-Aufgaben und Lehrbuch-Tatsachen. Zum Schluß sind gerade die intelligentesten angeekelt vom Lernen, sehnen sich nur danach, es zu vergessen, und in ein Leben der Tätigkeit hinaus zuflüchten. Jedoch auch dort hält sie die Wirtschaftsmaaschinerie gefangen, und all ihre spontanen Wünsche werden zermalmt und vernichtet.

Das Examinations-System und die Tatsache, daß der Unterricht hauptsächlich als Training für einen Lebensunterhalt betrachtet wird, führt die Jugend dazu, das Wissen von einem rein utilitaristischen Gesichtspunkt aus zu betrachten, als den Weg zum Gelde, nicht als ein Tor zur Weisheit. Das würde nicht viel bedeuten, wenn diese Auffassung nur die ergriffe, die keine ursprünglichen intellektuellen Interessen haben. Aber unglücklicherweise steckt sie am meisten jene an, deren intellektuelle Interessen am stärksten sind, weil gerade auf ihnen der Druck der Examina mit größter Schwere lastet. Ihnen am meisten, doch allen in gewissem Grade, erscheint der Schulunterricht als ein Mittel, den andern zuvorzukommen; er ist durch

und durch mit Rücksichtslosigkeit und Verherrlichung sozialer Ungerechtigkeit infiziert. Wenn auch selbst in einer Utopie allerlei Ungleichheiten zurückbleiben, so zeigt sich doch jede freie, unvoreingenommene Betrachtung, daß alle gegenwärtigen Ungleichheiten der Gerechtigkeit widersprechen. Aber unser Erziehungssystem neigt dazu, diese Ungerechtigkeit zu vertuschen und zu tun, als wäre der Mißerfolg immer eine Folge gemachter Fehler, da diejenigen, die Erfolg haben, eben von den Ungleichheiten profitieren und dazu in jeder Weise ermuntert werden von den Leuten, die ihre Erziehung geleitet haben.

Ein passives Aufnehmen der Weisheit des Lehrers ist für die meisten Knaben und Mädchen leicht. Es enthält nicht die Anstrengung unabhängigen Denkens und scheint vernünftig, weil der Lehrer mehr weiß als der Schüler. Überdies ist es der Weg, die Gunst des Lehrers zu gewinnen, falls dieser nicht ein ganz außergewöhnlicher Mensch ist. Jedoch die Gewohnheit des passiven Aufnehmens ist ein Unglück im späteren Leben. Sie veranlaßt die Menschen, einen Führer zu suchen und als Führer anzunehmen, wer immer in diese Stellung eingesetzt ist. Sie begründet die Macht der Kirchen, Regierungen, Parteien und all der andren Organisationen, durch welche harmlose Menschen verleitet werden, alle Systeme zu ertragen, die für die Nation und für sie selbst schädlich sind. Es ist möglich, daß es selbst dann nicht viel Unabhängigkeit im Denken gäbe, wenn Erziehung alles täte, um sie zu fördern, aber zweifellos mehr als jetzt. Bestände das Ziel darin, die Schüler zum Denken zu veranlassen, statt sie zu veranlassen, gegebene Schlußfolgerungen anzunehmen, so würde der Unterricht ganz anders geleitet werden. Man würde weniger schnell im Unterricht vorwärts gehen und mehr diskutieren, würde den Schülern mehr Gelegenheit geben und sie dazu ermuntern, sich selbst anzusprechen, und würde mehr versuchen, den Unterricht so zu gestalten, daß er sich mit Gegenständen befaßt, für die die Schüler Interesse haben.

Vor allem müßte man Streben wecken und Liebe zu geistigen Entdeckungen anregen. Die Welt, in der wir leben, ist mannigfaltig und erstaunlich: manche von den Dingen, die höchst einfach erscheinen, werden immer schwieriger, je mehr man sie betrachtet. Andere Dinge, deren Entdeckung man für ganz unmöglich hat halten können, sind trotzdem durch Genialität und Fleiß bloßgelegt worden. Die Kräfte des Denkens, die weiten Regionen, auf die sie die Phantasie nur dunkel hinweisen, geben denen, deren Denken sich jenseits des täglichen Kreises bewegt, einen erstaunlichen Reichtum an Stoff, ein Flüchten aus der Trivialität und Langeweile des gewöhnlichen Schlendrians, durch welches das ganze Leben mit Interesse gefüllt ist, und was die Gefängnismauern der Alltagsmeinung niederbricht. Die gleiche Abenteuerlust, die Menschen nach dem Südpol führt, die gleiche Leidenschaft für eine entscheidende Kraftprobe, die gewisse Menschen dazu bringt, sich für Krieg zu begeistern, kann in schöpferischem Denken eine Auflösung finden, die weder zerstörend noch grausam ist, sondern welche die Würde des Menschen dadurch vermehrt, daß sie im Leben etwas von jener leuchtenden Kraft sichtbar macht, welche der menschliche Geist aus dem Unbekannten herab bringt. Diese Freude in größerem und geringerem Maße allen zu geben, die ihrer fähig sind, ist das größte Ziel, das der geistigen Erziehung gesteckt werden muß.

Man wird annehmen, daß gedankliche Unternehmungslust nur selten seine kann, daß es nur wenige gibt, die sie zu schätzen wissen, und daß die gewöhnliche Erziehung auf etwas so Aristokratisches keine Rücksicht nehmen kann. Ich glaube das nicht. Die geistige Unternehmungslust ist weit allgemeiner bei der Jugend als bei Erwachsenen. Unter Kindern ist sie etwas ganz Allgemeines und wächst natürlich hervor aus der Periode der Phantasien

und Märchen. Sie ist nur darum im späteren Leben selten, weil alles getan wird, um sie während der Schuljahre zu töten. **Die Menschen fürchten das Denken wie nichts anderes in der Welt, mehr als Verderben, mehr als selbst der Tod. Denken ist umstürzlerisch und revolutionär, zerstörend und erschreckend. Das Denken ist erbarmungslos gegen Privilegien, festgesetzte Institutionen und bequeme Gebräuche. Denken ist anarchistisch und gesetzlos, es fragt nicht nach Autorität und kümmert sich nicht um die wohlerprobte Weisheit der Jahrhunderte. Denken schaut in die Tiefen der Hölle und fürchtet sich nicht. Es sieht den Menschen als kleines Staubkorn, umgeben von undurchdringlichen Tiefen des Schweigens. Und doch hält es sich selbst stolz und sicher, als wäre es der Herr des Weltalls. Das Denken ist groß, kühn und frei, das Licht der Welt und der höchste Ruhm des Menschen.**

Aber wenn das Denken der Besitz vieler werden soll und nicht das Privilegium weniger, müssen wir mit der Furcht fertig werden. Die Furcht ist es, welche die Menschen zurückhält – Furcht, daß ihre geliebten Glaubensbekenntnisse sich als Täuschung, daß die Institutionen, durch die sie leben, sich als schädlich erweisen könnten, Furcht, daß sie sich selbst als weniger achtenswert erwiesen, als sie dachten. „Soll der Arbeiter frei über Besitz denken? Was wird denn dann aus uns, den Reichen? Sollen junge Männer und junge Frauen frei über geschlechtliche Beziehungen denken? Was wird denn dann aus der Moral? Sollen Soldaten frei über Krieg denken? Was wird denn dann aus der militärischen Disziplin? Fort mit dem Denken! Zurück in den Schatten des Vorurteils, damit Besitz, Moral und Krieg nicht in Gefahr kommen! Besser, daß die Menschen dumm, träge und unterdrückt sind, als ihre Gedanken frei. Denn wären ihre Gedanken frei, so würden sie nicht so denken wie wir. Und um jeden Preis muß dieses Unheil abgewendet werden.“ So argumentieren die Gegner des Denkens in den unbewußten Tiefen ihrer Seelen. Und so handeln sie in ihren Schulen, ihren Kirchen und ihren Universitäten.

Keine durch Furcht veranlaßte Einrichtung kann auf die Dauer leben. Hoffnung, nicht Furcht, ist das schöpferische Prinzip in allen menschlichen Dingen. Alles, was den Menschen groß gemacht hat, ist aus dem Versuch entstanden, das Gute zu festigen, und nicht aus dem Kampf, das Schlechte zu verhüten. Weil moderne Erziehung so selten von großer Hoffnung beseelt ist, wird so selten ein großes Resultat erreicht. Der Wunsch, die Vergangenheit festzuhalten, beherrscht diejenigen, die die Erziehung der Jugend leiten, mehr als die Hoffnung, die Zukunft zu schaffen. Die Schulbildung sollte nicht nach einer passiven Kenntnisnahme toter Ereignisse streben, sondern nach einer Aktivität, gerichtet auf die Welt, die unsre Bemühungen schaffen sollen. Sie sollte beseelt sein, nicht durch ein bedauerndes Sehnen nach den erloschenen Schönheiten und der Renaissance, sondern durch eine leuchtende Vision der Gesellschaft, wie sie sein wird, des Triumphes, den das Denken in kommender Zeit erreichen wird, und des immer sich weiternden Horizontes der menschlichen Übersicht über das Universum. Die in diesem Geist Erzogenen werden mit Leben, Freude und Hoffnung erfüllt sein und fähig, ihren Teil dazu beizutragen, der Menschheit eine Zukunft zu schenken, weniger düster, als die Vergangenheit es war, und mit Glauben an die Herrlichkeit, die menschliche Kraft zu erschaffen vermag.

EHE UND BEVÖLKERUNGSFRAGE

Während der letzten hundert Jahre ist der Einfluß der christlichen Religion auf das tägliche Leben in ganz Europa rapide gesunken. Und nicht nur die Zahl der Gläubigen hat im Verhältnis abgenommen, sondern auch unter den Gläubigen selbst haben sich die Stärke des Glaubens und seine Bindung an das Dogma außerordentlich vermindert. Indessen gibt es eine soziale Einrichtung, die tief von der christlichen Überlieferung durchdrungen ist: ich meine die Institution der Ehe. Selbst heute noch wird Gesetz und öffentliche Meinung in Hinsicht auf die Ehe in weitem Maße durch die Lehren der Kirche beherrscht, die auf diese Weise fortfährt, das Leben von Männern, Frauen und Kindern in ihren intimsten Angelegenheiten zu beeinflussen.

Die Ehe als politische Institution will ich betrachten, nicht als eine Angelegenheit der privaten Moral des einzelnen Individuums. Die Ehe ist durch Gesetz geregelt und wird als eine Sache betrachtet, in welcher der Allgemeinheit das Recht auf Einmischung zusteht. Nur die Stellung der Allgemeinheit zur Ehe nehme ich mir vor zu untersuchen, ob diese Stellung das Allgemeinwohl fördert und, wenn nicht, in welcher Weise sie geändert werden müßte.

Zwei Fragen sind es, die im Hinblick auf ein Ehesystem gestellt werden müssen. Erstens, wie es die Entwicklung und den Charakter der betreffenden Männer und Frauen beeinflusst. Zweitens, welches sein Einfluß auf die Erzeugung und Erziehung der Kinder ist. Diese beiden Fragen sind gänzlich verschieden, und ein System kann als wünschenswert von einem der beiden Gesichtspunkte aus angesehen werden, während es nicht wünschenswert ist von einem andern. Ich denke zuerst das gegenwärtige englische Gesetz, sowie die öffentliche Meinung und das Verhalten bezüglich der Beziehungen der Geschlechter zu beschreiben, dann ihre Wirkungen in Hinsicht auf die Kinder zu betrachten und schließlich zu sehen, wie diese Wirkungen, die schlecht sind, verhindert werden könnten durch ein System, das gleichzeitig einen besseren Einfluß den Charakter und die Entwicklung von Männern und Frauen hat.

Das Gesetz in England basiert auf der Erwartung, daß die größte Zahl der Ehen lebenslänglich sein wird. Eine Ehe kann nur geschieden werden, wenn entweder der Frau oder dem Mann, nicht aber beiden, Ehebruch nachgewiesen werden kann. Wenn der Gatte der „schuldige Teil“ ist, muß er gleichzeitig der Grausamkeit und böswilliger Verlassung schuldig sein. Selbst wenn diese Bedingungen erfüllt sind, kann in der Praxis nur der Wohlhabende geschieden werden, denn die Scheidungskosten sind sehr groß. Eine Ehe kann nicht geschieden werden wegen Krankheit oder Verbrechen, noch wegen Grausamkeit, so scheußlich sie auch sein möge, noch wegen böswilliger Verlassung, noch wegen beiderseitigen Ehebruchs. Und sie kann unter keinen Umständen geschieden werden, wenn Mann und Frau übereingekommen sind, daß sie Scheidung wünschen. In allen diesen Fällen betrachtet das Gesetz Mann und Frau als für das Leben verbunden. Ein besonderer Beamter, der „King's Proctor“, ist

angestellt, um Scheidung zu verhindern, wenn ein geheimes Einverständnis besteht, oder wenn beide Parteien Ehebruch gegangen haben.

Dieses interessante System verkörpert die Anschauungen, die die Kirche von England vor einigen 50 Jahren vertrat, und die der meisten Nonkonformisten damals und jetzt. Es beruht auf der Voraussetzung, daß Ehebruch Sünde ist, und daß, wenn diese Sünde von dem einen Teil begangen ist, der andere, falls er reich, zur Ahndung berechtigt ist. Aber wenn beide die gleiche Sünde begangen haben, oder wenn der eine, der sie nicht begangen hat, keinen rechtschaffenen Ärger empfindet, so besteht kein Recht auf Rache. Sobald man diesen Gesichtspunkt erkannt hat, erscheint das Gesetz, das zuerst etwas sonderbar aussieht, vollkommen konsequent. Es beruht, kurz gesagt, auf drei Voraussetzungen: 1. daß geschlechtlicher Verkehr außerhalb der Ehe Sünde ist; 2. daß der Zorn über den Ehebruch bei dem „unschuldigen Teil“ Ausdruck einer berechtigten Abscheu vor der unrechten Handlung ist; 3. daß dieser Zorn, aber nichts anderes, rechtlich als Grund angesehen werden kann, um ein gemeinsames Leben unmöglich zu machen; 4. daß die Armen kein Anrecht auf so feine Gefühle haben. Die Kirche von England hat unter dem Einfluß der Hochkirche aufgehört, die dritte dieser Behauptungen zu glauben, aber sie glaubt noch die erste und zweite und tut in der Tat nichts, um zu zeigen, daß sie die vierte nicht glaubt. Die Strafe für Übertretung des Ehegesetzes ist teilweise eine Geldstrafe, hängt aber hauptsächlich von der öffentlichen Meinung ab. Ein ziemlich kleiner Teil des Publikums glaubt wirklich, daß geschlechtliche Beziehungen außerhalb der Ehe lasterhaft seien. Jene, die das glauben, werden natürlich in Unwissenheit gehalten über das, was ihre Freunde, die eine andere Auffassung haben, tun, und sie gehen durchs Leben, ohne zu wissen, wie andere leben oder was andere denken. Dieser kleine Teil der Bevölkerung sieht als verderbt an nicht nur die Handlungen, sondern auch die Meinungen, die mit seinen Grundsätzen in Widerspruch stehen. Er hat die Möglichkeit, durch seinen Einfluß auf die Wahlen die Aussagen der Politiker zu beherrschen und, durch die Gegenwart der Bischöfe, auch die Abstimmungen des Oberhauses. Durch diese Mittel beherrscht er die Gesetzgebung und macht jede Änderung im Ehegesetz fast unmöglich. Er hat auch die Möglichkeit, in den meisten Fällen zu erreichen, daß ein Mann, der öffentlich das Ehegesetz übertritt, aus seinem Amt entlassen und ruiniert wird durch Abtrünnigkeit seiner Kunden und Klienten. Ein Arzt oder Richter oder ein Geschäftsmann in einer Landstadt kann sich nicht den Lebensunterhalt erwerben, noch ist ein Politiker im Parlament möglich, wenn er öffentlich als „unmoralisch“ bekannt ist. Mag das persönliche Betragen eines Mannes noch so einwandfrei sein, öffentlich darf er solche Gebrandmarkte nicht verteidigen, wenn nicht etwas von dem Odium auf ihn selbst fallen soll. Aber solange ein Mann nicht öffentlich gebrandmarkt ist, werden wenige Menschen an ihm Anstand nehmen, was sie auch privatim von seinem Benehmen in dieser Hinsicht wissen mögen.

Der Natur der Strafe gemäß fällt sie sehr ungleichmäßig auf die verschiedenen Berufe. Ein Schauspieler und Journalist entgeht gewöhnlich jeder Bestrafung. Ein städtischer Arbeiter kann fast immer leben, wie er will. Ein Mann mit privaten Mitteln, der nicht die Absicht hat, am öffentlichen Leben teilzunehmen, hat, wenn er seine Freunde passend gewählt hat, fast gar nichts zu leiden. Frauen, die es früher schwieriger hatten als Männer, haben es heute leichter, seit es große Kreise gibt, in denen keine gesellschaftliche Strafe verhängt wird, und eine schnell sich vergrößernde Anzahl von Frauen, die nicht an den konventionellen Sittenkodex glauben. Aber für die große Mehrzahl der Männer außerhalb der arbeitenden Klassen ist die Strafe noch genügend ernst, um abschreckend zu wirken.

Das Resultat dieses Standes der Dinge ist eine weitverbreitete, aber sehr durchsichtige Heuchelei, welche viele Übertretungen des Gesetzes erlaubt und nur jene verbietet, die bekannt werden müssen. Ein Mann darf nicht öffentlich mit einer Frau zusammenleben, mit der er nicht verheiratet ist, eine unverheiratete Frau darf kein Kind haben, und weder Mann noch Frau dürfen mit dem Ehescheidungsgericht in Berührung kommen. Von diesen Einschränkungen abgesehen herrscht in der Praxis eine große Freiheit. Diese praktische Freiheit ist es, die den Zustand des Gesetzes denen erträglich erscheinen läßt, die nicht die Grundsätze anerkennen, auf denen es basiert. Was geopfert werden muß, um die Vertreter der strengen Ansichten zu versöhnen, ist nicht Vergnügen, sondern nur Kinder und ein gemeinsames Leben und Wahrheit und Ehrlichkeit. Es ist nicht anzunehmen, daß die Wahrer des Gesetzes gerade dieses Resultat wünschen, aber es ist nicht zu leugnen, daß sie dieses Resultat in der Tat erreichen. Außereheliche Beziehungen, die nicht zu Kindern führen, und die von einem gewissen Aufwand von Betrug umgeben sind, bleiben unbestraft, aber schwere Strafen fallen auf die, die ehrlich sind und die zu Kindern führen.

Innerhalb der Ehe bewirken die Kosten für die Kinder eine fortdauernd größere Beschränkung der Familien. Die Beschränkung ist am größten unter denen, die am meisten Gefühl für elterliche Verantwortung haben und am meisten wünschen, ihre Kinder gut zu erziehen, weil gerade für sie die Kosten für Kinder die größten sind. Aber wenn auch bisher wohl das wirtschaftliche Motiv das stärkste für die Beschränkung der Familien war, so ist es doch dauernd durch ein anderes vergrößert worden. Die Frauen erstreben Freiheit, nicht nur eine äußere und formale, sondern die innere Freiheit, die sie befähigt, selbständig zu denken und zu fühlen und nicht nach den überkommenen Grundsätzen. Den Männern, die zuversichtlich von den natürlichen Instinkten des Weibes geredet haben, würde das Resultat recht überraschend vorkommen, wenn sie es erführen. Eine große Anzahl von Frauen, die genügend frei sind, selbständig zu denken, wünschen sich keine Kinder, oder sie wünschen meistens nur ein Kind, um die Erfahrung, die es mit sich bringt, nicht zu missen. Es gibt Frauen, die intelligent und geistig lebhaft sind und welche die Sklaverei des Körpers unangenehm empfinden, die der Besitz von Kindern mit sich bringt. Es gibt ehrgeizige Frauen, die einen Beruf haben wollen, der ihnen keine Zeit für Kinder läßt. Es gibt Frauen, die Vergnügen und Heiterkeit, und andere, die die Bewunderung der Männer lieben. Solche Frauen werden wenigstens das Gebären verschieben, bis ihre Jugend vorbei ist. All diese Klassen von Frauen werden schnell immer zahlreicher, und es kann als sicher angenommen werden, daß das noch für viele weitere Jahre der Fall sein wird.

Es ist zu früh, um mit einiger Sicherheit die Wirkungen weiblicher Freiheit auf das Privatleben und auf das Leben der Nation zu beurteilen. Aber ich denke, es ist nicht verfrüht, zu erkennen, daß sie ganz andere sein werden, als die Vorkämpfer der Frauenbewegung erwarteten. Männer haben eine Theorie erfunden, und Frauen haben sie in der Vergangenheit oft angenommen, nämlich, daß das Weib Hüter der Rasse sei, daß sein Leben sich auf Mutterschaft konzentriere, und daß all seine Instinkte und Wünsche bewußt oder unbewußt auf dieses Ziel gerichtet seien. Tolstois Natascha ist ein Beispiel für diese Theorie, sie ist entzückend, heiter, temperamentvoll, bis sie heiratet. Dann wird sie nichts weiter als eine vortreffliche Mutter ohne irgendwelche geistigen Interessen. Dieses Resultat findet Tolstois vollkommene Zustimmung. Man muß zugeben, daß es vom Gesichtspunkt der Nation ein sehr wünschenswertes ist, was man auch in Beziehung auf das persönliche Leben davon denken mag. Man muß ferner zugeben, daß es wohl häufig ist unter Frauen, die physisch kräftig und geistig nicht hoch entwickelt sind. Aber in Ländern wie Frankreich und England wird es immer seltener. Mehr und mehr empfinden Frauen die Mutterschaft als

unbefriedigend und nicht als das, was ihre Bedürfnisse fordern. Und so muß mehr und mehr ein Konflikt entstehen zwischen ihrer persönlichen Entwicklung und der Zukunft des Volkes. Es ist schwer zu sagen, wie dieser Konflikt gemildert werden könnte, aber es lohnt sich zu betrachten, was wahrscheinlich, wenn er gemildert wird, seine Wirkungen sein werden.

Zufolge des Zusammengehens von wirtschaftlicher Klugheit und vergrößerter Freiheit der Frau haben wir zurzeit ein selektives Geburtsverhältnis sehr sonderbarer Art. In Frankreich ist die Bevölkerungszahl tatsächlich stationär, in England wird sie es sehr bald auch sein. Daß heißt, daß einige Volksschichten sich vermindern, während andere sich vermehren. Tritt nicht irgendeine Änderung ein, so werden die sich vermindernenden Schichten tatsächlich ausgetilgt, und die Bevölkerung wird fast gänzlich aufgefüllt werden aus den Schichten, die sich jetzt vermehren.

Die Schichten, die sich vermindern, umschließen die ganzen Mittelklassen und die besseren Handwerker. Die Schichten, die sich vermehren, sind die sehr Armen, die Hilflosen, Trinker und Geistesschwachen – besonders geistesschwache Frauen neigen zu großer Fruchtbarkeit. Eine Vermehrung findet noch statt in jenen Schichten der Bevölkerung, die gläubige Katholiken sind, wie die Iren und Bretonen; denn die katholische Religion verbietet eine Einschränkung der Familien. Innerhalb der Klassen, die sich vermindern, sind es die besten Elemente, die dies am schnellsten tun. Außergewöhnlich begabte Knaben der Arbeiterklasse kommen durch das Mittel von Schulstipendien in die privilegierten Klassen herauf und wollen natürlich innerhalb der Klasse, der sie durch Bildung angehören, heiraten und nicht innerhalb der Klasse, aus der sie kommen. Da sie aber kein Geld haben außer dem, was sie verdienen, können sie nicht jung heiraten, noch sich eine große Familie leisten. Die Folge ist, daß in jeder Generation die besten Elemente aus den Arbeiterklassen herausgezogen und künstlich steril gemacht werden, wenigstens im Vergleich mit denen, die zurückbleiben. In den höheren Klassen sind die jungen Mädchen, die Initiative, Energie und Intelligenz haben, selten geneigt, jung zu heiraten oder, wenn sie heiraten, mehr als ein oder zwei Kinder zu haben. Früher war die Ehe die einzige natürliche Versorgung der Frauen. Druck der Eltern und Angst, eine alte Jungfer zu werden, wirkten zusammen, um viele Frauen zur Heirat zu zwingen, trotz vollkommenen Mangels an Neigung für die Pflichten einer Ehefrau. Heute aber kann eine junge Frau von durchschnittlicher Intelligenz leicht ihren eigenen Lebensunterhalt erwerben und kann Freiheit und Erfahrung gewinnen ohne die dauernde Gebundenheit an einen Gatten und an eine Familie von Kindern. Das Resultat ist, daß sie, wenn sie es überhaupt tun, spät heiratet.

Nähme man also eine Durchschnittsauswahl von Kindern aus der Bevölkerung von England und prüfte deren Eltern, so würde es sich zeigen, daß Erfolg, Energie, Intellekt und Aufklärung weniger von den Eltern zu finden wären als unter der Bevölkerung im allgemeinen. Man würde finden, daß die Klugen oder Energischen oder Intellektuellen oder Aufgeklärten tatsächlich darin versagen, ihre eigene Anzahl zu reproduzieren. Das will heißen, daß sie im Durchschnitt nicht so viel als zwei Kinder haben, welche die Kindheit überleben. Auf der anderen Seite haben die, welche die entgegen gesetzten Eigenschaften besitzen, im Durchschnitt jeder mehr als zwei Kinder, sie produzieren also mehr als ihre eigne Anzahl.

Es ist unmöglich, die Wirkung richtig zu bewerten, die das auf den Bevölkerungscharakter haben wird, ohne eine viel größere Kenntnis der Vererbung, als man sie heute hat. Aber solange die Kinder weiter bei ihren Eltern leben, muß elterliches Beispiel und frühe

Erziehung einen großen Einfluß auf die Entwicklung des Charakters haben, selbst wenn wir Vererbung gänzlich außerhalb der Rechnung stellen. Was man auch über Genie denken mag, so kann doch kein Zweifel sein, daß Intelligenz, sei es durch Vererbung oder durch Erziehung, in Familien wiederzukehren pflegt – und daß das Aussterben der Familien, in denen sie häufig ist, das geistige Niveau der Bevölkerung herunterdrücken muß. Es scheint fraglos, daß, wenn unser wirtschaftliches System und unserer moralischen Bewertungen die gleichen bleiben, in den nächsten zwei oder drei Generationen eine rapide Verschlechterung des Charakters der Bevölkerung in allen zivilisierten Ländern stattfinden wird und eine tatsächliche Anzahlverminderung bei den höchstzivilisierten Völkern.

Die Zahlverminderung wird sich aller Wahrscheinlichkeit nach von selbst mit der Zeit ausgleichen, und zwar durch die Beseitigung der Erscheinungen, die heute zu einer geringen Geburtenzahl führen. Männer und Frauen, die noch dem katholischen Glauben anhängen, werden einen biologischen Vorteil haben. Nach und nach wird eine Rasse herauf wachsen, die unzugänglich sein wird für jeden Vernunftsbegriff, und die unerschütterlich glauben wird, daß eine Beschränkung der Familie in höllische Verdammnis führt. Frauen, die geistige Interessen haben, die sich mit Kunst, Literatur und Politik beschäftigen wollen, die sich ein Vorwärtskommen wünschen und ihre Freiheit schätzen, werden nach und nach seltener und mehr und mehr ersetzt werden durch einen sanften mütterlichen Typus, der außerhalb des Hauses keine Interessen hat und keinen Widerwillen gegen die Bürden der Mutterschaft. Dieses Resultat, das Zeiten männlicher Herrschaft vergeblich zu erreichen strebten, wird wahrscheinlich das Schlußergebnis der Frauenemanzipation sein und des Versuchs der Frau, in eine weitere Sphäre einzutreten als die, auf welche männliche Eifersucht sie in der Vergangenheit beschränkt hatte.

Vielleicht würde man, wenn die Tatsache festgestellt werden könnte, finden, daß sich etwas Ähnliches im römischen Reich zutrug. Der Verfall der Energie und Intelligenz während des zweiten, dritten und vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung ist immer mehr oder weniger geheimnisvoll geblieben. Aber man hat Grund anzunehmen, daß damals wie jetzt die besten Elemente der Bevölkerung in jeder Generation es unterließen, sich entsprechend fortzupflanzen, und daß es in der Regel die wenigsten Kraftvollen waren, denen die Rasse ihre Fortdauer verdankte. Man könnte versucht sein anzunehmen, daß, wenn die Zivilisation eine gewisse Höhe erreicht hat, sie schwankend wird und zum Verfall neigt durch irgendeine innere Schwäche, durch eine Unfähigkeit, das Instinktleben dem intensiven geistigen Leben einer hohen Kulturperiode anzupassen. Doch solche vagen Theorien haben immer etwas Schlüpfriges und Abergläubiges, was sie zur wissenschaftlichen Erklärung oder als Wegweiser für ein Handeln wertlos macht. Nicht durch eine literarische Formel, sondern durch detailliertes und kompliziertes Denken muß eine Lösung gefunden werden.

Werden wir uns zuerst klar darüber, was wir wünschen. Eine Vermehrung der Bevölkerung hat keinen Wert. Im Gegenteil, wäre die Bevölkerung Europas stationär, so wäre es viel leichter, wirtschaftlichen Reformen zu fördern und Kriege zu verhindern. Was gegenwärtig bedauerlich ist, ist nicht der Geburtenrückgang als solcher, sondern die Tatsache, daß der Rückgang am größten ist bei den besten Elementen der Bevölkerung. Und man hat Grund, drei schlechte Resultate für die Zukunft zu fürchten: erstens einen absoluten Zahlenniedergang in England, Frankreich und Deutschland, zweitens, als eine Folge dieses Niedergangs, ihre Unterjochung unter weniger zivilisierte Rassen und das Erlöschen ihrer Tradition und drittens ein Wiederaufleben ihrer Zahlen auf einer viel tieferen Zivilisationsstufe, nachdem durch Generationen hindurch eine Auslese jener stattgefunden

hat, die weder Intelligenz noch Verantwortungsgefühl besitzen. Wenn dieses Resultat verhindert werden soll, muß der augenblicklichen unglücklichen Auslese des Geburtenverhältnisses irgendwie Einhalt geschehen.

Dies ist ein Problem, das die ganze westliche Zivilisation angeht. Es ist nicht schwer, eine theoretische Lösung zu finden, wohl aber, die Menschen dazu zu überreden, eine Lösung für die Praxis anzunehmen, weil die gefürchteten Tatsachen keine augenblicklichen sind, und weil es sich um eine Frage handelt, derentwegen die Leute nicht gewohnt sind, ihre Vernunft zu gebrauchen. Wird eine rationelle Lösung jemals angenommen, so wird die Ursache wahrscheinlich internationale Rivalität sein. Es ist offensichtlich, daß, wenn ein Staat – sagen wir Deutschland – ein rationelles Mittel annähme, um der Sache zu begegnen, er einen enormen Vorteil vor anderen Staaten gewänne, die nicht ebenso handelten. Es ist möglich, daß nach dem Krieg Bevölkerungsfragen mehr Aufmerksamkeit auf sich ziehen, als sie es vorher taten, und es ist wahrscheinlich, daß sie vom Standpunkt internationaler Rivalität studiert werden. Dieses Motiv, das mit Vernunft und Humanität nichts zu tun hat, ist vielleicht stark genug, um die Einwände der Menschen gegen eine wissenschaftliche Behandlung der Geburtenzahl zu überwinden.

In den meisten Perioden und in den meisten Gesellschaften der Vergangenheit führten die Instinkte der Männer und Frauen von selbst zu einer mehr als genügenden Geburtenzahl. Malthus' Feststellungen über Bevölkerungsfragen waren wahr genug bis zu der Zeit, als er sie schrieb. Sie sind noch zutreffend für primitive und halbzivilisierte Völker, sowie für die niedrigsten Elemente der zivilisierten Rassen. Aber sie treffen nicht mehr zu, soweit die zivilisierte Hälfte der Bevölkerung des westlichen Europa und Amerikas in Betracht kommt. Unter dieser genügt der Instinkt nicht mehr, um die Zahlen auch nur stationär zu halten.

Wir können die Gründe hierfür ihrer Bedeutung gemäß in folgender Weise zusammenfassen: 1. Die Erziehungskosten der Kinder sind sehr groß, wenn die Eltern gewissenhaft sind; 2. Eine sich vermehrende Anzahl von Frauen wünscht keine Kinder oder nur eins oder zwei, um nicht in der eigenen Entwicklung behindert zu sein; 3. Infolge des Überschusses an Frauen bleibt eine große Anzahl von ihnen unverheiratet. Wenn auch diese Frauen gewöhnlich nicht von Beziehungen zu Männern ausgeschlossen sind, erlaubt ihnen doch der Sittenkodex keine Kinder. Unter diesen ist eine enorme und sich vergrößernde Anzahl von Frauen zu finden, die ihren eigenen Lebensunterhalt als Buchhalterinnen in Läden und anderweitig verdienen. Der Krieg hat den Frauen viele Berufsstellungen zugänglich gemacht, die ihnen früher verschlossen waren, und diese Veränderung ist wahrscheinlich nur zum Teil vorübergehend.

Wenn die Unfruchtbarkeit der besten Bevölkerungsschichten aufgehalten werden soll, so ist die erste und dringendste Notwendigkeit das Wegräumen der wirtschaftlichen Motive für die Beschränkung der Familien. Die Kosten für die Kinder sollten gänzlich von der Allgemeinheit getragen werden. Ihre Nahrung, Kleidung und Erziehung müßten nicht nur den ganz Armen als Angelegenheit der Mildtätigkeit gewährleistet werden, sondern dies müßte für alle Klassen als Angelegenheit von öffentlichem Interesse geschehen. Außerdem müßte eine Frau, die fähig ist, Geld zu verdienen, und die der Mutterschaft wegen auf Verdienst verzichtet, vom Staat möglichst das gleiche erhalten, was sie verdienen würde, wenn sie keine Kinder hätte. Die einzige an staatliche Unterstützung von Mutter und Kind gebundene Verpflichtung müßte sein, daß beide Eltern körperlich und geistig in allen Beziehungen, die auf die Kinder einwirken, gesund wären. Jenen, die nicht gesund sind,

sollten Kinder versagt sein, aber sie sollten wie bisher fortfahren, die Kosten für die Kinder selbst zu tragen.

Es sollte anerkannt werden, daß das Gesetz nur wegen der Kinderfrage Interesse an der Ehe hat, und daß es indifferent sein sollte gegen das, was man „Moralität“ nennt, die auf Herkommen und Bibelstellen begründet ist, nicht auf einem wirklichen Betrachten der Bedürfnisse der Allgemeinheit. Die große Zahl lediger Frauen, die gegenwärtig in jeder Weise entmutigt wird, Kinder zu haben, sollte nicht länger davon abgeschreckt werden. Wenn der Staat die Kosten für die Kinder übernehmen soll, hat er das Recht aus eugenetischen Gründen zu wissen, wer der Vater ist, und eine gewisse Stabilität der Verbindung zu verlangen. Aber es besteht kein Grund, zu verlangen und zu erwarten, daß dies lebenslänglich sei, und für eine Scheidung irgendeinen andern Grund außer gegenseitiger Einwilligung zu erpressen. Dies würde es den Frauen, die gegenwärtig unverheiratet bleiben, ermöglichen, Kinder zu haben, wenn sie es wünschen. Auf diese Weise würde ein enormer und unnötiger Verlust vermieden und eine große Menge unnötigen Unglücks verhindert werden.

Es ist auch nicht notwendig, ein solches System auf einmal einzuführen. Es könnte versuchsweise in gewissen außergewöhnlichen wünschenswerten Bevölkerungsschichten begonnen und dann allmählich erweitert werden mit der Erfahrung von seiner Wirkung, die das erste Experiment gewährte. Wäre die Geburtenzahl so weit erhöht, dann könnten die verlangten eugenetischen Bedingungen strenger gestellt werden.

Natürlich bestehen verschiedene praktische Schwierigkeiten für die Ausführung eines solchen Entwurfs: die Opposition der Kirche und der Stützen traditioneller Moral, die Furcht, die elterliche Verantwortlichkeit zu schwächen, und die Kosten. All dies jedoch könnte überwunden werden. Aber es bleibt eine Schwierigkeit, die vollkommen zu überwinden in England unmöglich erscheint, und zwar die, daß die ganze Vorstellung antidemokratisch ist, weil sie einige Menschen höher bewertet als andere und verlangen würde, daß der Staat den Kindern einiger Menschen eine bessere Erziehung gewähre als denen anderer. Dies ist ein Gegensatz zu jedem Grundsatz der englischen fortschrittlichen Politik. Aus diesem Grunde kann man kaum erwarten, daß eine solche Methode, die Bevölkerungsfrage zu behandeln, im ganzen in diesem Lande Eingang findet. Etwas Derartiges könnte wohl in Deutschland geschehen, und wäre es der Fall, so würde es Deutschlands Hegemonie sichern, wie kein rein militärischer Sieg es tun könnte. Aber bei uns selbst können wir nur eine teilweise, stückweise Anwendung erhoffen und wahrscheinlich nur nach einer Umgestaltung der wirtschaftlichen Struktur der Gesellschaft, welche die meisten der künstlichen Ungleichheiten abschaffte, Ungleichheiten, die die fortschrittlichen Parteien mit Recht zu vermindern suchen.

Bisher haben wir die Frage der Reproduktion der Rasse betrachtet, mehr als die Wirkung geschlechtlicher Beziehungen auf eine Förderung oder Schädigung der Entwicklung von Mann und Frau. Was vom Gesichtspunkt der Rasse aus nötig erscheint, ist eine vollkommene Befreiung von ökonomischen Lasten für alle Eltern, die nicht physisch und geistig zur Elternschaft ungeeignet sind, und so viel gesetzliche Freiheit, wie sie sich mit der öffentlichen Kenntnis der Vaterschaft verträgt. Genau dieselben Veränderungen erscheinen erforderlich, wenn wir die Frage vom Standpunkt von Mann und Frau betrachten.

In Hinsicht auf die Ehe, wie auf alle andern traditionellen Bindungen zwischen menschlichen Wesen, hat ein ganz außerordentlicher Wandel stattgefunden – durchaus unvermeidlich, durchaus notwendig als eine Stufe der Entwicklung eines neuen Lebens, aber keineswegs gänzlich befriedigend, ehe der nicht vollendet ist. Alle traditionellen Bindungen waren auf Autorität basiert, auf der des Königs, des feudalen Adels, des Priesters, des Vaters, des Gatten. Gerade weil all diese Bindungen auf Autorität basiert waren, haben sie sich schon aufgelöst, aber die Schaffung anderer Bindungen, die ihre Stelle einnehmen sollen, ist noch sehr unvollkommen. Aus diesem Grunde haben menschliche Beziehungen gegenwärtig eine ungewöhnliche Trivialität und tragen weniger als früher dazu bei, die festen Wände des Ego niederzubrechen.

In der Vergangenheit hing das Ideal der Ehe von der Autorität des Gatten ab, die von der Ehefrau als ein Recht anerkannt wurde. Der Gatte war frei, das Weib war ein williger Sklave. In allen Angelegenheiten, die die Gatten gemeinsam angingen, galt es als ausgemacht, daß des Gatten Entscheid die ausschlaggebende sei. Von der Frau wurde Treue erwartet, während man, außer in streng religiösen Gesellschaften, vom Mann nur verlangte, daß er einen dezenten Schleier über seine Untreue breite. Eine Beschränkung der Familie war nicht anders als durch Enthaltbarkeit möglich, und eine Frau hatte kein anerkanntes Recht, Enthaltbarkeit zu verlangen, wie sehr sie auch unter häufigen Geburten leiden mochte.

Solange das Recht des Gatten auf Autorität fraglos sowohl von Männern als von Frauen anerkannt wurde, war das System ehrlich befriedigend und gewährte beiden eine gewisse instinktive Befriedigung, wie sie jetzt unter Gebildeten selten erreicht wird. Nur ein Wille, der des Gatten, war in Rechnung zu ziehen, und das schwierige Ausgleichen war unnötig, um zwei gleichwertige Willen zu gemeinsamen Entscheidungen zu veranlassen. Die Wünsche der Frau wurden nicht ernst genug behandelt, als daß sie die Bedürfnisse des Gatten hätten behindern können, und die Frau selbst suchte, wenn sie nicht außergewöhnlich selbstsüchtig war, keine Selbstentwicklung, noch sah sie in der Ehe etwas anderes als eine Gelegenheit zu Pflichten. Weil sie viel Glück weder erwartete noch suchte, litt sie weniger, wenn sie kein Glück fand, als eine Frau von heute es tut: ihr Leiden enthielt kein Element von Enttäuschung oder Überraschung und verwandelte sich nicht leicht in Bitterkeit und in ein Gefühl von Ungerechtigkeit.

Die heilige, sich selbst aufopfernde Frau, die unsre Voreltern priesen, hatte ihren Platz in einer gewissen organischen Gesellschaftsauffassung, in der Auffassung einer vorordneten Hierarchie von Autoritäten, die im Mittelalter herrschte. Sie gehört zu derselben Ordnung von Ideen wie der treue Diener, der legale Untertan und der rechtgläubige Sohn der Kirche. Diese ganze Ordnung von Ideen ist von der zivilisierten Welt verschwunden, und man kann hoffen für immer, trotz der Tatsache, daß die Gesellschaft, die sie hervorbrachte, lebenskräftig war und in mancher Weise voller Vornehmheit. Die alte Ordnung ist zerstört worden durch die neuen Ideale von Gerechtigkeit und Freiheit, die bei der Religion anfangen, zur Politik übergehen und zuletzt die privaten Beziehungen von Ehe und Familie erreichen. Wenn einmal die Frage gestellt worden ist: „Warum soll die Frau dem Mann untertan sein?“, wenn einmal die auf Tradition und Bibel sich stützenden Antworten aufgehört haben zu befriedigen, so besteht länger keine Möglichkeit, die alte Subordination aufrecht zu erhalten. Jedem Mann, der die Kraft hat, unpersönlich und frei zu denken, ist es, sobald die Frage gestellt ist, offenbar, daß die Rechte der Frauen genau die gleichen sind als die Rechte der Männer. Welche Gefahren und Schwierigkeiten auch, welches zeitweilige Chaos der Übergang zur Gleichheit nach sich ziehen mag, so sind doch die Forderungen der

Vernunft so nachdrücklich und so klar, daß keine Opposition gegen sie hoffen kann, lange erfolgreich zu sein.

Gegenseitige Freiheit, welche jetzt verlangt wird, macht die alte Form der Ehe unmöglich. Aber eine neue Form, die in gleich guter Weise dem Instinkt dient und das geistige Wachstum unterstützt, ist noch nicht entwickelt worden. Gegenwärtig sind die Frauen, die die Freiheit als etwas Begehrenswertes ansehen, sich auch bewußt, wie schwer es ist, sie zu bewahren. Der Wunsch nach Herrschaft ist ein Bestandteil der sexuellen Leidenschaft bei den meisten Männern, besonders bei starken und ernsthaften Naturen. Es ist noch lebendig bei vielen Männern, deren Theorien dem Despotismus gänzlich entgegen stehen. Das Resultat ist ein Kampf um Freiheit auf der einen Seite und um Leben auf der anderen. Die Frauen fühlen, daß sie ihre Individualität schützen müssen, die Männer fühlen oft nur dunkel, daß die von ihnen verlangte Unterdrückung ihres Instinktes unvereinbar ist mit der Kraft und Initiative. Der Zusammenstoß der entgegengesetzten Stimmungen macht jedes wirkliche Aufgehen der Persönlichkeiten ineinander unmöglich. Mann und Frau bleiben jedes völlig ein Wesen für sich, und fragen sich dauernd, ob etwas für sie selbst Wertvolles aus der Verbindung hervorgehe. Die Folge davon ist, daß die Verbindungen trivial und vorübergehend zu werden pflegen, mehr ein Vergnügen als die Befriedigung einer tiefen Notwendigkeit, eine Erregung, nicht eine Erfüllung. Die fundamentale Einsamkeit, in die wir hineingeboren sind, bleibt unberührt und der Hunger nach innerer Kameradschaft ungestillt.

Eine wohlfeile und leichte Lösung dieser Not ist unmöglich. Es ist eine Not, die am meisten die hochzivilisierten Männer und Frauen ergreift und ist ein Ergebnis des wachsenden Persönlichkeitsgefühls, das unvermeidlich aus geistigem Fortschritt entspringt. Ich bezweifle, daß es irgendein radikales Heilmittel dagegen gibt außer in einer Art von Religion, die so fest und aufrichtig geglaubt wird, daß sie selbst das Instinktleben beherrscht. Das Einzelwesen ist nicht Ende und Ziel seines eigenen Seins: außerhalb des Individuums ist die Gemeinschaft, die Zukunft der Menschheit, die Unendlichkeit des Universums, in denen all unsre Hoffnungen und Ängste nichts sind als ein Staubkorn. Ein Mann und eine Frau, die Ehrfurcht haben für den Geist des Lebens in dem andern, und beide das gleiche Gefühl eigener Unwichtigkeit im Vergleich zum Leben der Menschheit, können Gefährten werden, ohne daß die Freiheit darunter leidet, und können Vereinigung des Instinktes vollziehen, ohne dem Gemüts- und Geistesleben Gewalt anzutun. So wie Religion die alte Form der Ehe beherrschte, so muß Religion auch die neue beherrschen. Aber es muß eine neue Religion sein, die auf Freiheit, Gerechtigkeit und Liebe gegründet ist, nicht auf Autorität, Gesetz und Höllenstrafen.

Einen schlechten Einfluß auf die Beziehungen von Mann und Frau hat die romantische Bewegung hervorgerufen, weil sie die Aufmerksamkeit auf das richtete, was ein beiläufiges Glück sein sollte und nicht der Zweck, dessentwegen die Beziehungen bestehen. Liebe ist das, was einer Ehe den innerlichen Wert gibt, und gleich Kunst und Philosophie ist sie eines der höchsten Dinge, welche das menschliche Leben lebenswert machen. Aber obgleich es keine gute Ehe gibt ohne Liebe, so haben die besten Ehen ein Ziel, das höher ist als die Liebe. Die Liebe zweier Menschen zu einander ist zu eng begrenzt, zu sehr gesondert von der Allgemeinheit, um sich in sich selbst das Hauptziel für ein wertvolles Leben zu sein. Sie ist in sich keine genügende Quelle für Aktivität, sie ist nicht fernsichtig genug, um eine Existenz zu schaffen, in der höchste Befriedigung gefunden werden kann. Sie hat ihre großen Momente und Zeiten, die weniger groß sind und deshalb enttäuschend. Sie wird früher oder später rückschauend, ein Grab toter Freuden, nicht ein Urquell neuen Lebens. Dieses Übel ist

untrennbar von einem Zweck, der in einer einzigen höchsten Erregung seine Erfüllung finden soll. Die einzig vollkommenen Ziele sind jene, die sich in die Zukunft ausdehnen, und die niemals gänzlich erreicht werden können, sondern immer wachsen und unendlich werden mit der Unendlichkeit menschlichen Bemühens. Und nur wenn Liebe mit einem unendlichen Ziel dieser Art verbunden ist, kann sie die Ernsthaftigkeit und Tiefe haben, welcher sie fähig ist.

Für die große Mehrzahl von Männern und Frauen wird Ernsthaftigkeit in geschlechtlichen Beziehungen höchstwahrscheinlich durch Kinder erreicht. Kinder sind für die meisten Menschen eher eine Notwendigkeit als ein Wunsch: der Instinkt ist gewöhnlich bewußterweise nur auf das gerichtet, was zur Entstehung von Kindern führt. Der Wunsch nach Kindern pflegt sich oft erst in der Mitte des Lebens zu entwickeln, wenn das Abenteuerliche der eigenen Existenz vergangen ist, wenn die Freundschaften der Jugend weniger wichtig erscheinen als einstmals, wenn die Aussicht auf ein einsames Alter zu erschrecken anfängt und das Gefühl, keinen Anteil an der Zukunft zu haben, drückend zu werden beginnt. Dann beginnen die, die in ihrer Jugend nicht empfanden, daß Kinder die Erfüllung ihrer Bedürfnisse sein werden, ihre frühere Verachtung des Normalen zu bedauern und ihre Bekannten zu beneiden, die sie vorher für dumm gehalten hatten. Aber durch die wirtschaftlichen Ursachen ist es oft unmöglich für junge Leute, und besonders für die besten von ihnen, Kinder zu haben, ohne Dinge zu opfern, die für ihr eignes Leben von vitaler Wichtigkeit sind. Und so vergeht die Jugend, und das Verlangen nach Kindern wird zu spät gefühlt.

Notwendigkeiten ohne entsprechende Wünsche sind in gleichem Maße allgemein geworden, wie das Leben sich entfernt hat von jener primitiven Existenz, aus der unsere Instinkte hervorgehen und der sie, stärker als dem Leben der heutigen Tage, angepaßt sind. Eine unbefriedigte Notwendigkeit führt zum Schluß ebensoviel Schmerz und Verkümmern des Charakters herbei, als wie es ein unbefriedigter Wunsch getan hätte.

Aus diesem Grunde wie auch um der Rasse willen ist es wichtig, die augenblicklichen ökonomischen Veranlassungen der Kinderlosigkeit hinweg zu räumen. Es besteht keinerlei Notwendigkeit, die Elternschaft jenen aufzunötigen, die sich dazu ungeeignet fühlen, aber es ist notwendig, denen keine Hindernisse in den Weg zu legen, welche keine solchen Abneigungen haben.

Wenn ich von der Wichtigkeit spreche, die Beziehungen von Mann und Frau auf eine ernste Grundlage zu stellen, so meine ich damit nicht, daß nicht-ernsthafte Beziehungen immer schädlich sind. Die traditionelle Moral hat darin einen Fehler gemacht, daß sie mehr Gewicht legte auf das, was nicht geschehen sollte, als auf das, was geschehen sollte. Wichtig ist, daß Mann und Frau früher oder später die beste Beziehung finden, deren ihre Natur fähig ist. Es ist nicht immer möglich, im voraus zu wissen, was die beste sein wird, oder sicher zu sein, nicht die beste zu verfehlen, wenn alles etwas Zweifelhaftes zurückgewiesen wird. Unter den primitiven Rassen wünscht ein Mann ein Weibchen, eine Frau ein Männchen, und es gibt nicht so viel Differenzierungen, um aus einer derselben einen sehr viel passenderen Gefährten als aus der anderen zu machen. Aber mit der vergrößerten Kompliziertheit der Veranlagung, die das zivilisierte Leben mit sich bringt, wird es mehr und mehr schwierig, den Mann und die Frau zu finden, die Glück bringen werden, und mehr und mehr notwendig, es nicht zu schwer zu machen, einen Fehler einzugestehen.

Das gegenwärtige Ehegesetz ist ein Erbe aus einer einfacheren Zeit und wird hauptsächlich durch unvernünftige Befürchtungen und durch Mißachtung alles dessen, was im Gemütsleben zart und schwierig ist, aufrechterhalten. Dem Gesetz zufolge ist eine große Anzahl von Männern und Frauen, soweit ihre offensichtlichen Beziehungen in Betracht kommen, zum Zusammenleben mit einem äußerst ungleichwertigen Gefährten verurteilt, mit dem ganzen verbitterten Bewußtsein, daß ein Entweichen praktisch unmöglich ist. Unter diesen Umständen werden glücklichere Beziehungen mit andern oft gesucht, aber sie müssen heimlich sein, ohne ein gemeinsames Leben und ohne Kinder. Abgesehen von dem großen Übel der Heimlichkeit haben solche Beziehungen einige fast unvermeidliche Schattenseiten. Sie neigen dazu, das Geschlechtliche ungebührlich zu betonen, aufregend und beunruhigend zu sein, und es ist kaum möglich, daß sie eine wirkliche Befriedigung des Instinktes bringen. Es ist eine Kombination von Liebe, Kindern und einem gemeinsamen Leben, welche die beste Beziehung zwischen einem Mann und einer Frau ausmacht. Das gegenwärtige Gesetz sperrt Kinder und ein gemeinsames Leben in die Gebundenheit der Monogamie, aber Liebe kann es nicht einsperren. Indem es viele dazu zwingt, Liebe von Kindern und einem gemeinsamen Leben zu trennen, fesselt das Gesetz das Menschenleben, verhindert es, das volle Maß seiner möglichen Entwicklung zu erreichen, und verhängt eine ganz unnötige Qual über jene, die nicht gern frivol werden möchten.

Um zusammenzufassen: Der gegenwärtige Stand des Gesetzes, der öffentlichen Meinung und unseres wirtschaftlichen Systems hat die Tendenz, die Qualität der Rasse zu verringern dadurch, daß er die schlechteste Hälfte der Bevölkerung zu Eltern von mehr als der Hälfte der nächsten Generation macht. Gleichzeitig machen die Ansprüche der Frauen auf Freiheit aus der alten Ehe ein Hindernis für die Entwicklung von Männern sowohl wie von Frauen. Ein neues System ist notwendig, wenn die europäischen Nationen nicht degenerieren und die Beziehungen zwischen Männern und Frauen das starke Glück und den organischen Ernst haben sollen, die beide den besten Ehen der Vergangenheit eigen waren. Das neue System muß auf der Tatsache basieren, daß die Erzeugung von Kindern ein Dienst für die Allgemeinheit ist, und sollte Eltern nicht pekuniäre Strafen auferlegen. Es wird anerkannt werden müssen, daß Gesetz und öffentliche Meinung sich nur dann mit den privaten Beziehungen von Männern und Frauen befassen sollen, wenn Kinder in Betracht kommen. Es sollte die Beweggründe hinweg räumen, durch die Beziehungen zu heimlichen und kinderlosen gemacht werden. Man sollte zugeben, daß, obgleich lebenslängliche Monogamie, wenn glücklich, das beste ist, doch die größere Kompliziertheit unserer Bedürfnisse aus ihr oft eine Irrung macht, für die Scheidung der beste Ausweg ist. Hier wie sonstwo ist Freiheit die Basis politischer Weisheit. Und wenn die Freiheit gewonnen ist, muß das, was übrigbleibt, der Gewissenhaftigkeit und Religion des einzelnen Mannes und der einzelnen Frau überlassen bleiben.

RELIGION UND DIE KIRCHEN

Fast jede Wandlung, die die Welt seit dem Ende des Mittelalters durchgemacht hat, ist eine Folge von Entwicklung und Verbreitung neuen Wissens. Dies war die primäre Ursache der Renaissance, der Reformation, der industriellen Umwälzung und auch die unmittelbare Ursache des Verfalls der dogmatischen Religion. Das Studium der klassischen Texte und der frühen Kirchengeschichte, die kopernikanische Astronomie und Physik, die Darwinsche Biologie und vergleichende Anthropologie haben immer wieder einen Teil vom Gebäude des katholischen Dogmas niedergerissen, bis für fast alle denkenden und gebildeten Menschen nichts anderes übrigblieb, was sie hätten verteidigen können, als ein wenig verborgener geistiger Sinn, eine vage Hoffnung, und ein etwas unbestimmtes Gefühl einer moralischen Verpflichtung. Dieses Resultat wäre vielleicht auf die gebildete Minorität beschränkt geblieben, hätte sich nicht die Kirche fast überall dem politischen Fortschritt mit der gleichen Verbitterung entgegen gestellt wie dem des Denkens. Politischer Konservatismus hat die Kirchen in Konflikt gebracht mit allem, was in den arbeitenden Klassen kraftvoll war, und hat dadurch weite Kreise zu Freidenkern gemacht, die sonst noch Jahrhunderte orthodox geblieben wären. Der Verfall der dogmatischen Religion ist im Guten oder Schlechten eines der wichtigsten Ereignisse der modernen Welt. Die Wirkungen dieses Verfalls fangen erst an sich zu zeigen; welcher Art sie sein werden, kann man noch nicht sagen, aber tiefgehend und weitreichend werden sie zweifellos sein.

Religion ist zum Teil persönlich und zum Teil sozial: für den Protestanten in erster Linie persönlich, für den Katholiken in erster Linie sozial. Nur wenn diese beiden Elemente innig vermischt sind, wird Religion zu einer kraftvollen gesellschaftsbildenden Macht. Von der Zeit Konstantins an bis zur Reformation stellte die katholische Kirche eine Mischung dar, die unglaublich erscheinen würde, hätte sie nicht tatsächlich bestanden: eine Vereinigung von Christus und Cäsar, eine Verbindung der Lehre demütiger Selbstverleugnung mit dem Stolz des kaiserlichen Rom. Wer das eine suchte, fand es bei der thebaischen Legion, wer das andere liebte, bewunderte es in dem Pomp des Metropoliten. In dem heiligen Franziskus und in Innozenz III. werden dieselben beiden Seiten noch jetzt repräsentiert. Aber seit der Reformation findet man persönliche Religion mehr außerhalb der katholischen Kirche, während Religion, die katholisch blieb, mehr und mehr eine Summe von Institutionen, Politik und historischer Entwicklung wurde. Diese Scheidung hat die Kraft der Religion geschwächt: die kirchlichen Gemeinschaften sind nicht belebt worden durch den Enthusiasmus und die persönliche Eigenart stark religiöser Menschen, und diese Leute wieder hatten nicht die Möglichkeit, ihre Lehren durch die Macht kirchlicher Institutionen zu verbreiten und ihnen Dauer zu geben.

Die katholische Kirche brachte während des Mittelalters die organischste Gesellschaft hervor und harmonischste innere Synthese von Instinkt, Verstand und Geistigkeit, welche die abendländische Welt jemals gekannt hat. Der heilige Franziskus, Thomas von Aquin und Dante repräsentieren ihre Höhen individueller Entwicklung. Die Kathedralen, die Bettelorden und der Triumph des Papsttums über das Kaiserreich stellen ihren höchsten politischen Erfolg dar. Aber die erreichte Vollendung war nur von kurzer Dauer: Instinkt, Verstand und

Geistigkeit litten alle unter der Verstümmelung, die notwendig war, um sie der Schablone anzupassen. Die Laien empfanden ihre Abhängigkeit von der Kirche als peinlich, und die Kirche ihrerseits gebrauchte ihre Macht zu Raub und Unterdrückung. Die vollkommene Synthese war neuem Wachstum feindlich, und nach der Zeit Dantes mußte alles Lebendige in der Welt als erstes gegen die Vertreter der alten Ordnung um das Recht zu leben kämpfen. Dieser Kampf ist auch heute noch nicht beendet, und erst wenn das geschehen sein wird, sowohl äußerlich in der politischen Welt als innerlich in der Welt menschlichen Denkens, wird eine neue organische Gesellschaft und eine neue innere Synthese die Möglichkeit haben, den Platz einzunehmen, den die Kirche 1000 Jahre innehatte.

Der klerikale Beruf leidet an zwei Mißständen: einen davon teilt er mit anderen Berufen, doch der zweite ist nur ihm eigentümlich. Die spezielle Ursache hiervon liegt in der herkömmlichen Überzeugung, daß Geistliche tugendhafter sind als andere Leute. Jedoch jede Durchschnittsauswahl der Menschheit, die man absondert, und der man sagt, daß sie die übrige an Tugend übertreffe, muß dazu neigen, unter den Durchschnitt herabzusinken. Das wissen wir alle in Bezug auf Fürsten und solche, die wir gewöhnlich die „Höchsten“ nennen. Aber das ist das gleiche bei den Geistlichkeit, die ursprünglich absolut nicht so viel besser als der Durchschnitt ist, wie man es konventionellerweise annimmt. Der andere Mißstand im geistlichen Beruf ist die Bezahlung. Ein Besitz, zu dem man nur gelangt, wenn man eine bestehende Institution unterstützt, wird nur zu leicht das Urteil der Menschen zugunsten der in Frage stehenden Institution fälschen. Diese Tendenz wird verstärkt, wenn Besitz verbunden ist mit sozialem Ansehen und Gelegenheiten zu einer gewissen Machtentfaltung. Am schlimmsten aber ist es, wenn die Institution gesetzlich mit einem alten, nicht zu ändernden Glaubensbekenntnis verknüpft ist, das außerhalb jeder Berührung mit dem freien Denken der Gegenwart steht. All diese Dinge wirken zusammen, um die moralische Kraft der Kirche zu schädigen.

Das soll nicht heißen, daß das Glaubensbekenntnis der Kirche falsch sei. Aber es fehlt die selbständige Existenz des Glaubens. Sobald Einkommen, soziale Stellung und Macht von der Annahme irgendeines Glaubens abhängen, ist die intellektuelle Ehrlichkeit gefährdet. Die Menschen reden sich dann vor, eine formelle Bejahung sei gerechtfertigt durch das Gute, das sie auf diese Weise tun können. Sie machen es sich nicht klar, daß der Verlust der unbeschädigten intellektuellen Lauterkeit die Kraft, Gutes zu tun, vernichtet, weil er nach und nach in jeder Hinsicht eine Unfähigkeit, die Wahrheit klar zu sehen, hervorruft. Die Strenge der Parteidisziplin hat denselben Mißstand in die Politik eingeführt; weil er dort verhältnismäßig neu, ist er für viele sichtbar, die ihn für belanglos ansehen in bezug auf die Kirche. Aber gerade hier ist das Übel das größere, weil Religion eine höhere Bedeutung hat als Politik, und weil es notwendig ist, daß gerade die Exponenten der Religion fleckenlos dastehen.

Der Mißstand, den wir betrachtet haben, scheint untrennbar von der Existenz einer professionellen Priesterschaft. Wenn Religion in einer sich schnell verändernden Welt nicht schädlich wirken soll, muß sie, wie die „Society of Friends“, geführt werden von Männern, die während der Woche eine andere Tätigkeit haben, und die ihre religiöse Arbeit aus Enthusiasmus tun, ohne irgendeine Bezahlung zu erhalten. Und solche Männer werden, gerade weil sie die Alltagswelt kennen, nicht so leicht in eine fernliegende Moralität verfallen, die niemand als anwendbar für das gewöhnliche Leben ansieht. Unabhängigkeit, wären sie nicht gebunden, zu gewissen im voraus entschiedenen Schlußfolgerungen zu gelangen, sondern sie würden fähig sein, moralische und religiösen Fragen wahr und ohne

Vorurteil zu betrachten. Außer in ganz stagnierender Gesellschaft kann kein religiöses Leben wirksam sein, noch kann es wirkliche Förderung einer Geistigkeit bedeuten, wenn es nicht befreit ist von der Belastung durch eine professionelle Priesterschaft.

Hauptsächlich aus diesen Gründen bringen heute die Männer, die in der kirchlichen Welt eine Bedeutung haben, so wenig Wertvolles für Moral und Religion hervor. Es ist wahr, daß unter den erklärten Gläubigen viele sind, die durchaus aufrichtig noch die Begeisterung fühlen, die das Christentum brachte, ehe es durch den Fortschritt des Wissens geschwächt wurde. Diese Ernsthaft-Gläubigen sind wertvoll für die Welt, weil sie die Überzeugung lebendig erhalten, daß das geistige Leben das ist, worauf es für die Menschen ankommt. In allen Ländern haben einige von ihnen während des Krieges den Mut gehabt, im Namen Christi Frieden und Liebe zu predigen, und haben getan, was in ihrer Macht stand, um die Verbitterung des Hasses zu mildern. Diese Menschen kann man nicht hoch genug schätzen, und ohne sie wäre die Welt noch schlimmer, als sie ist.

Aber selbst die aufrichtigsten und mutigsten unter den Gläubigen der traditionellen Religionen können keinen neuen Geist in die Welt bringen. Aber durch sie kann Religion denen nicht zurückgegeben werden, die sie verloren, nicht etwa, weil ihr geistiges Leben tot war, sondern weil sie ihren Verstand gebrauchten. Die Gläubigen der traditionellen Religionen suchen notwendigerweise die Inspiration mehr in der Vergangenheit als in der Zukunft. Sie suchen die Weisheit in der Lehre Christi, die, so bewundernswert sie ist, sich doch vielen sozialen und geistigen Ereignissen des modernen Lebens durchaus nicht anpaßt: Kunst, Wissenschaft und alle Regierungsprobleme werden in den Evangelien ignoriert. Jene, die wie Tolstoi sich ehrlich bemühen, die Evangelien als Führer durch das Leben zu betrachten, sind dazu gezwungen, den unwissenden Bauern als den höchsten Menschentypus anzusehen und politische Fragen durch einen extremen und unbrauchbaren Anarchismus abzutun.

Wenn eine religiöse Lebens- und Weltanschauung jemals das Denken und Fühlen freigeistiger Menschen zurückgewinnen soll, muß vieles, was wir gewöhnt sind mit Religion zu verbinden, aus ihr entfernt werden. Als erste und größte Umänderung ist es notwendig, eine Moral der Initiative aufzustellen und nicht eine Moral der Unterwürfigkeit, eine Moral mit mehr Hoffnung als Furcht, eine von Dingen, die getan, und nicht, die unterlassen werden sollten. Es ist nicht die einzige Pflicht des Menschen, sich durch die Welt hindurch zu winden, nur um den Zorn Gottes zu entgehen. Die Welt ist unsere Welt, und es bleibt uns überlassen, aus ihr einen Himmel oder eine Hölle zu gestalten. Die Macht ist unser, das Reich und die Herrlichkeit würden auch unser sein, hätten wir Mut und Einsicht genug, um beides zu schaffen. Das religiöse Leben, nach dem wir trachten müssen, wird nicht aus gelegentlichen Feierlichkeiten und abergläubigen Verboten bestehen, es wird nicht traurig noch asketisch sein, und sich wenig mit Verhaltensmaßnahmen abgeben. Aber es wird erfüllt sein durch die Vision eines idealen menschlichen Lebens und glücklich in der Freude des Schaffens, durch ein Leben in einer großen, freien Welt von Initiative und Hoffnung. In dieser Religion werden es die Menschen lieben, nicht mehr um dessentwillen, was sie dem äußeren Auge darstellt, sondern um dessetwillen, wozu sie sich unserer Vorstellung nach aus ihrem Innern heraus entwickeln kann. Diese Religion wird nicht schnell verdammen, aber sie wird höher bewerten als negative Sündlosigkeit eine positive Vollkommenheit, Lebensfreude, lebendige Liebesfülle und schöpferische Erkenntnis, und durch dies alles wird die Welt jung und schön werden und krafterfüllt.

„Religion“ ist ein Wort mit vielen Bedeutungen und einer langen Geschichte. Ihre Grundlage bilden gewisse Riten aus ferner Vergangenheit, die aus längst vergessenen Gründen vollzogen wurden, und mit denen man in den verschiedenen Zeiten verschiedene Mythen in Verbindung brachte, um dadurch deren gewollte Wichtigkeit zu bezeugen. Vieles davon wird noch heute mitgeschleppt. „Religiös“ ist ein Mensch, wenn er zur Kirche geht, ein Kommunikant, einer der „ausübt“, wie der Katholik sagt. Wie er sich sonst beträgt, welche Anschauung er hat über das Leben und über des Menschen Stellung in der Welt, hat keinerlei Einfluß auf die Frage, ob er religiös ist in dem einfachen, nur historisch-korrekten Sinne. In diesem Sinne sind viele Menschen religiös, ohne etwas von dem zu haben, was Religion genannt zu werden verdient in dem Sinne, in dem ich das Wort auffasse. Schon die Gewöhnung an die Formen des Gottesdienstes macht die Menschen für den Gottesdienst unempfindlich. Sie werden sich nicht der Geschichte und der menschlichen Erfahrung bewußt, durch welche die Liturgie bereichert worden ist, und bleiben unbewegt durch die geläufig wiederholten Worte der Evangelien, die fast alles Tun jener verdammten, die sich einbilden, Jünger Christi zu sein. Dieses Verhängnis muß jeden gewohnheitsmäßigen Ritus treffen: es ist unmöglich, daß er auf die Dauer große Wirkung ausübt, wenn er so oft vollzogen, daß er mechanisch geworden ist.

Als menschliche Tätigkeit kann kurzerhand aus drei Quellen hergeleitet werden, die tatsächlich nicht scharf voneinander getrennt sind, aber genügend voneinander zu unterscheiden, um verschiedene Namen zu verdienen. Die drei Quellen, an die ich denke, sind Instinkt, Verstand und Geist, und von diesen dreien ist es das Geistesleben, das die Religion hervorbringt.

Das Instinktleben umschließt all das, was der Mensch mit den Tieren gemeinsam hat – alles, was sich auf Selbsterhaltung und Fortpflanzung bezieht und auf die hiervon abgeleiteten Wünsche und Impulse. Es umschließt Eitelkeit und Freude an Besitz, die Liebe zur Familie und sogar viel von dem, was die Vaterlandsliebe ausmacht. Es umfaßt all die Impulse, die wesentlich mit der biologischen Nachkommenschaft des einzelnen oder der Gruppe verknüpft sind; denn unter den Herdentieren umfaßt das Instinktleben die Gruppe mit. Die dahin gehörigen Impulse brauchen nicht wirklich auf die Nachkommenschaft gerichtet zu sein, und sie können ihr oft tatsächlich entgegenwirken, aber trotzdem ist die Nachkommenschaft ihre *raison d'être*, und sie sind der Ausdruck der tierischen Natur des Menschen und seiner Stellung mitten in einer Welt von Konkurrenten.

Das Verstandesleben ist das Streben nach Kenntnissen, von bloßer kindlicher Neugierde an bis hinauf zu höchstem Denken. Neugierde haben auch die Tiere, und sie dient ihnen zu offensichtlich biologischem Zweck. Aber nur im Menschen geht sie hinaus über die Erforschung einzelner Gegenstände, die eßbar oder giftig, freundlich oder feindlich sein können. Neugierde ist der erste Antrieb, aus dem der ganze Aufbau wissenschaftlichen Denkens entstanden ist. Man empfindet das Wissen als so nützlich, daß es meistens nicht mehr der Neugierde bedarf, sondern zahllose andere Motive tragen nun dazu bei, das intellektuelle Leben zu fördern. Dessen ungeachtet spielen unmittelbare Liebe zum Wissen und Abneigung gegen Irrtum noch eine sehr große Rolle, und gerade bei Menschen, die besonders gut lernen. Niemand erwirbt viel Wissen, ohne daß diese Erwerbung ihm selbst Freude macht, abgesehen von irgendeinem Bewußtsein über die Verwendung der Kenntnisse. Der Trieb, Wissen zu erwerben, und die Tätigkeiten, welche sich darauf konzentrieren, machen das aus, was ich unter dem Verstandesleben verstehe. Es besteht aus einem Denken, das gänzlich oder teilweise unpersönlich ist, so daß es sich mit den Dingen

um ihrer selbst willen befaßt, und nicht nur im Hinblick ihrer Wirkung auf unser instinktives Leben.

Das Geistesleben konzentriert sich um unpersönliches Fühlen, wie das Verstandesleben um unpersönliches Denken. In diesem Sinne gehört alle Kunst in das Geistesleben, obgleich sie ihre Größe dadurch erlangt, daß sie ebenso innig mit dem Instinktleben verbunden ist. Kunst geht hervor aus Instinkt und steigt empor in die Region des Geistes. Religion geht aus dem Geist und bemüht sich, das Instinktleben zu beherrschen und zu beleben. Wir können gleiches Interesse für Freud und Leid anderer haben wie für unser eigenes, wir können lieben und hassen unabhängig von jeder Beziehung auf uns selbst, wir können uns beschäftigen mit der Bestimmung des Menschen und der Entwicklung des Universums ohne einen Gedanken daran, daß wir persönlich darin inbegriffen sind. Achtung und Ehrfurcht, das Gefühl einer Verpflichtung gegen die Menschheit und das des kategorischen Imperativs, sowie das Handeln nach Geboten, die von der traditionellen Religion als göttliche Eingebung interpretiert worden sind, alles das gehört zu dem Geistesleben. Und tiefer noch als all dies liegt das Fühlen eines halbverhüllten Mysteriums, verborgener Weisheit und Pracht, einer verklärten Vision, in der die gewöhnlichen Dinge ihre Wichtigkeit verlieren und zu einem dünnen Schleier werden, hinter dem wir die tiefste Wahrheit der Welt ahnen. Solche Gefühle sind die Quelle der Religion, und wenn sie versiegt, würden die höchsten Lebenswerte schwinden.

Instinkt, Verstand und Geist müssen zusammenwirken, damit ein Leben vollkommen sei. Jedes von ihnen kann seine eigene Vollkommenheit auf Kosten der andern erlangen, jedes hat die Tendenz, die andern zu beeinträchtigen. Aber in dem Leben, nach dem wir trachten sollen, werden alle drei im Zusammenwirken entwickelt und innig verbunden sein zu einem harmonischen Ganzen. Unter unzivilisierten Menschen überwiegt der Instinkt, Verstand und Geistigkeit existieren kaum. Unter den gebildeten Menschen von heute ist der Verstand in der Regel auf Kosten des Instinktes und des geistigen Lebens entwickelt, so daß eine seltsame Unmenschlichkeit und Leblosigkeit entsteht, ein Mangel an persönlichen und unpersönlichen Wünschen, wodurch Zynismus und intellektueller Zerstörungssinn hervorgerufen wird. Asketen und die meisten der sogenannten Heiligen entwickelten das Geistesleben auf Kosten von Instinkt und Verstand und riefen dadurch eine einseitige Lebensanschauung hervor, die unmöglich ist für Menschen mit gesundem animalischem Leben und für solche mit Liebe zu aktivem Denken. In keiner dieser einseitigen Entwicklungen finde ich Weisheit oder Philosophie, die der zivilisierten Welt neues Leben bringen wird.

Bei den zivilisierten Menschen der Gegenwart findet man selten Instinkt, Verstand und Geist in Harmonie. Sehr wenige haben sich eine anwendbare Philosophie angeeignet, welche jedem dieser drei den ihm zukommenden Platz anweist. Gewöhnlich steht der Instinkt auf Kriegsfuß entweder mit dem Verstand oder mit der Geistigkeit, und Verstand und Geistigkeit bekämpfen sich gegenseitig. Dieser Widerstreit zwingt die Menschen dazu, ihre Energie zum großen Teil ihrem inneren Leben zuzuwenden, statt sie dieselbe ganz in objektiver Tätigkeit auszugeben vermöchten. Wenn ein Mensch den inneren Frieden nur dadurch erreicht, daß er einen Teil seiner Natur zerstört, so ist seine Lebenskraft beeinträchtigt und seine Entwicklung nicht ganz gesund. Wenn Menschen ein Ganzes bleiben sollen, ist es durchaus notwendig, daß sie zu einem Ausgleich zwischen Instinkt, Verstand und Geist gelangen.

Instinkt ist die Quelle der Lebenskraft, er ist das Band, das das Leben des Individuums mit dem Leben der Rasse verbindet, ist die Basis für jedes tiefe Gefühl der Zusammengehörigkeit mit andern und die Nahrung, mit der das Kollektivleben das Leben der Individuen erhält. Aber Instinkt als solcher läßt uns wehrlos gegenüber den Gewalten der Natur, seien es die in uns selbst oder die unserer physischen Umgebung, und unterwirft uns dem gleichen unbewußten Impuls, durch den die Bäume wachsen. Der Verstand kann uns aus diesen Fesseln befreien durch die Macht des unpersönlichen Denkens, das uns die Fähigkeit gibt, kritisch die rein biologischen Ziele zu erkennen, auf die der mehr oder weniger blinde Instinkt gerichtet ist. Ist er darin unbehindert, so wird er leicht zerstörend und bringt Zynismus hervor. Das Geistige in uns ist ein Gegengewicht gegen den Zynismus des Verstandes, es universalisiert die dem Instinkt entspringenden Gemütsbewegungen und entrückt sie dadurch der Kritik des Verstandes. Wenn aber das Denken vergeistigt ist, verliert es seine grausame Zerstörungssucht und ist nicht mehr zur Vernichtung des Instinktes behilflich, sondern fördert nur dessen Reinigung von Rücksichtslosigkeit und Unbarmherzigkeit und seine Befreiung aus der Abhängigkeit von zufälligen Umständen. Der Instinkt ist es, der Kraft gibt, Verstand gibt die Mittel, die Kraft gewünschten Zielen zuzuleiten, und der Geist suggeriert eine unpersönliche Verwendung der Kraft, die das Denken nicht durch Kritik diskreditieren kann. Das ist eine Skizzierung der Rollen, die Instinkt, Verstand und Geist in einem Leben spielen würden, das harmonisch zu nennen wäre.

Instinkt, Verstand und Geist sind sich gegenseitig eine Hilfe, wenn sie sich frei und unbeschädigt entwickeln können. Wenn aber eins von den dreien entartet, so leidet nicht nur das eine, sondern auch die andern werden vergiftet. Alle drei müssen gemeinsam wachsen. Und damit sie in einem Menschen ihre volle Entwicklungsmöglichkeit erreichen, darf dieser Mensch nicht isoliert sein, sondern er muß einer Gesellschaft angehören, in der die Entwicklung nicht behindert und in falsche Bahnen geleitet wird.

Das Instinktleben, das weder vom Verstand noch vom geistigen Leben behindert wird, besteht aus Perioden, welche mit Impulsen beginnen, die mehr oder weniger bewußt auf bestimmte Handlungen gerichtet sind, und die dann weiter zur Befriedigung von Bedürfnissen, die durch die Folgen jener impulsiven Handlungen entstanden sind, übergehen; Impuls und Wunsch sind nicht auf die ganze zusammenhängende Periode gerichtet, sondern nur auf ihre erstes Beginnen, das übrige folgt dann von selbst. Wir haben den Wunsch zu essen, nicht aber den Wunsch, unseren Körper zu ernähren, außer wenn wir erholungsbedürftig sind. Doch ohne die Ernährung unseres Körpers ist das Essen ein bloß augenblickliches Vergnügen und nicht ein Teil des allgemeinen Lebensimpulses. Die Menschen suchen sexuelle Gemeinschaft, aber selten ist ihr Wunsch nach Kindern stark oder häufig. Jedoch ohne die Hoffnung auf Kinder und ihre gelegentliche Verwirklichung bleibt sexueller Verkehr für die meisten Menschen ein isoliertes und gesondertes Vergnügen, das ihr persönliches Leben nicht mit dem Leben der Menschheit verbindet, das nicht im Zusammenhang steht mit den zentralen Zwecken, für die sie leben, und das nicht das tiefe Gefühl von Erfüllung zu bringen vermag, das durch die Vollendung von Kindern hervorgerufen wird. Wenn der Impuls nicht durch mangelnde Betätigung geschwächt wurde, haben die meisten Menschen den Wunsch, irgend etwas zu schaffen, etwas Großes oder etwas Kleines, je nach ihren Fähigkeiten. Nur wenige können diesen Wunsch befriedigen: wenige Glückliche nur können Weltreich gründen, ein Werk der Wissenschaft, ein Gedicht oder ein Bild hervorbringen. Den Männern der Wissenschaft bieten sich geringere Schwierigkeiten bei der Anwendung ihrer schöpferischen Kraft als anderen, und unter den

intellektuellen Menschen in der modernen Welt sind sie die glücklichsten; denn ihre schöpferische Tätigkeit bietet für den Verstand und Geist wie auch für den Schaffenstrieb volle Befriedigung. Ich würde die Künstler hinzurechnen, wüßte ich nicht, daß die meisten modernen Künstler in ihrer Arbeit größeren Schwierigkeiten gegenüber stehen, als es die Männer der Wissenschaft tun. In diesen können wir einen Anfang des neuen Lebens sehen, dem wir zustreben sollten. In ihrem Glück können wir vielleicht den Keim zukünftigen Menschheitsglücks finden. Mit wenigen Ausnahmen werden bei den übrigen die schöpferischen Triebe vernichtet. Selten kann sich jemand ein eigenes Haus bauen oder einen Garten anlegen oder die persönliche Arbeit zu freigewähltem Schaffen verwenden. Auf diese Weise wird der schöpferische Instinkt, der das Verstandes- und Geistesleben einleiten sollte, vernichtet oder in falsche Bahnen geleitet. Gar oft wird er dann zerstörend, weil dies die einzige Wirksamkeit ist, die möglich bleibt. Aus seiner Unterdrückung entsteht Neid und aus dem Neid der Trieb, die schöpferische Kraft glücklicherer Menschen zu zerstören. Dies ist eine der größten Gefahren für das Instinktleben.

Das Instinktleben ist nicht nur um seiner selbst willen wichtig oder wichtig durch seine unmittelbare Wichtigkeit für die Handlungen, zu denen es anregt, sondern wenn es unbefriedigt bleibt, wird auch das individuelle Leben vom Leben der Menschheit losgelöst und getrennt. Jedes wirklich tiefe Gefühl einer Vereinigung mit anderen hängt von dem Instinkt ab, von einer Zusammenarbeit oder Übereinstimmung für irgendeinen instinktiven Zweck. Das ist am deutlichsten in den Beziehungen zwischen Mann und Frau, zwischen Eltern und Kindern. Aber auch für weniger nahe Beziehungen trifft es zu, so für große Versammlungen, die durch eine gemeinsame Erregung beherrscht werden, und selbst für eine ganze Nation in schweren Zeiten. Das ist es zum Teil, was der Religion als einer sozialen Institution ihren Wert gibt. Fehlt dieses Gefühl, so sind die anderen menschlichen Wesen für uns weit entfernt und abseits, werden es vernichtet, werden sie zum Gegenstand instinktiver Feindschaft. Dieses Abseitsstehen und die instinktive Feindschaft kann als religiöse Liebe verkleidet werden, als eine Liebe zu allen Menschen ohne persönliche Beziehungen. Aber religiöse Liebe überbrückt nicht den Abgrund zwischen Mensch und Mensch, sie sieht über den Abgrund hinweg, sie betrachtet andere mit Mitgefühl oder unpersönlicher Sympathie, aber sie erlebt nicht das gleiche Leben. Das kann allein der Instinkt, jedoch nur, wenn er gesund und unmittelbar ist. Deshalb ist es notwendig, daß die instinktiven Kreise möglichst oft zu Ende geführt und nicht unterbrochen werden in der Mitte des Weges. Heutzutage geschieht dies dauernd, teils Zwecken zuliebe, die mit den Instinkten aus ökonomischen und anderen Gründen im Gegensatz stehen, teils weil man dem Vergnügen nachgeht, und somit den angenehmsten Teil des Kreises herausgreift und den Rest vermeidet. Auf diese Weise wird der Instinkt seiner Bedeutsamkeit und seines Ernstes beraubt. Er wird unfähig, wirkliche Befriedigung zu gewähren, seine Wünsche werden immer ausschweifender, und das Leben verläuft mehr als ein Ganzes in einer großen Linie, sondern es wird zu einer Reihe getrennter Momente, von denen einige erfreulich sind, doch die meisten voll von Müdigkeit und Enttäuschung.

Wenn auch das Verstandesleben als solches höchste Vollkommenheit besitzt, so fehlt ihm doch die Möglichkeit, dem Leben des Instinktes Gesundheit zu bringen, außer wenn es verhältnismäßig leicht eine Betätigung des schöpferischen Triebes veranlaßt. Sonst ist es meist zu weit vom Instinkt getrennt, zu losgelöst, zu arm an innerer Entwicklung, um den Instinkt unterstützen oder ihn irgendwie verfeinern zu können. Das Denken ist in seinem Wesen nach unpersönlich und losgelöst, der Instinkt ist persönlich und an besondere Umstände gebunden; wenn beide nicht eine sehr große Höhe erreichen, herrscht ein Kampf

zwischen ihnen, der nur schwer zu beenden ist. Dies ist die eigentlichen Ursache für den Vitalismus, Futurismus und all die andern philosophischen Versuche, die sich kraftvoll und männlich zu gebärden suchen. Sie alle versuchen eine Denkweise zu finden, die dem Instinkt nicht feindlich ist. Dieser Versuch ist an sich lobenswert, aber die dargebotene Lösung ist gar zu einfach. Das, was man vorschlägt, läuft hinaus auf eine Unterordnung des Denkens unter den Instinkt, auf eine Weigerung, dem Denken zu erlauben, daß es sein eigenes Ideal aufstelle. Denken, das nicht über Persönliches emporsteigt, ist nicht Denken im eigentlichen Sinne: es ist nur ein mehr oder weniger intelligenter Gebrauch des Instinktes. Denken und geistiges Leben ist es, was den Menschen über das Niveau des Tieres emporhebt; wenn wir beides von uns tun, verlieren wir die dem Menschen eigene Vorzüge, ohne die der Tiere zu erlangen. Das Denken muß seine volle Entwicklung erreicht haben, ehe man eine Wiederaussöhnung mit dem Instinkt versuchen kann.

Wenn verfeinertes Denken und nicht verfeinerter Instinkt nebeneinander existieren, wie es in vielen intellektuellen Menschen der Fall ist, so ergibt sich ein vollkommener Unglaube an jedes wichtige Gut, das mit Hilfe von Instinkt erworben wird. Je nach ihrer Veranlagung werden einige dieser Menschen so viel als möglich die Instinkte in sich vernichten und asketisch werden, und andere werden sie als ein notwendiges Übel betrachten, sie herabsetzen und von allem trennen, was ihrem Leben wirkliche Bedeutung gibt. Jedes dieser Verfahren verhindert den Instinkt daran, lebenskräftig zu bleiben und ein Bindeglied zwischen den Menschen zu bilden. Jedes bringt ein Gefühl physischer Einsamkeit hervor und schafft einen Abgrund, über den hinweg wohl der Verstand und der Geist anderer zu sprechen vermögen, nicht aber ihre Instinkte. Als der Krieg ausbrach, war für sehr viele Menschen der Instinkt des Patriotismus der erste, der den Abgrund überbrückte, der erste, der sie eine wirkliche tiefe Vereinigung mit andern empfinden ließ. Gerade weil dieser Instinkt in seiner intensiven Form neu und ungewohnt war, ist er vom Denken unbeeinflusst geblieben und nicht von Zweifel und kühler Absonderung paralytisch und verhindert worden. Das Gemeinschaftsgefühl, das er hervorrief, kann auch von dem Instinktleben in normaleren Zeiten hervorgerufen werden, wenn Denken und Geistesleben ihm nicht feindlich sind; solange das Gemeinschaftsgefühl fehlt, bilden Instinkt und Geist keine Harmonie und ebenso wenig besitzt das Leben der Allgemeinheit Kraft, noch trägt es Samen zu neuer Entwicklung.

Der Verstand neigt durch seine Losgelöstheit dazu, einen Menschen innerlich vom andern zu trennen, solange das geistige Leben nicht das Gleichgewicht hält. Deshalb kann Verstand ohne Geist wohl den Instinkt korrumpieren und schwächen, kann ihm aber nichts Wertvolles geben. Aus diesem Grunde stehen einige Menschen dem Denken feindlich gegenüber. Man dient jedoch keinem guten Zweck, wenn man versucht, die angestrebte Entwicklung des Denkens zu verhindern, und wenn man das Denken in seiner natürlichen Ausrichtung eindämmt, wendet es sich nach einer anderen, wo es schädlicher wirkt. Doch Denken an sich ist göttlich: wäre der Gegensatz zwischen Denken und Instinkt unversöhnlich, so würde das Denken obsiegen. Aber das ist nicht der Fall, es ist nur notwendig, daß Denken sowohl als Instinkt von geistigem Leben durchdrungen werden.

Damit das menschliche Leben Kraft habe, müssen die instinktiven Impulse stark und unmittelbar sein, aber damit es gut sei, müssen diese Impulse vorn weniger persönlicheren und weniger rücksichtslosen Wünschen beherrscht und kontrolliert werden, von solchen, die weniger dazu neigen, Konflikte herbei zu führen, als jene, die nur vom Instinkt allein angeregt sind. Es muß ein Persönliches und Universelles geben, das höher steht und höher

reicht als das, was aus der Sphäre individueller Entwicklung hervorgeht. Durch das Leben des Geistes wird es uns gegeben.

Der Patriotismus bietet ein Beispiel für die Art der notwendigen Kontrolle. Er ist zusammengesetzt aus einer Anzahl instinktiver Gefühle und Impulse, aus Liebe zur Heimat, Liebe zu denen, deren Weise und Anschauungsart der unseren ähnlich ist, dem Trieb, in einer geschlossenen Gruppe gemeinsame Leistungen zu vollbringen, und dem Gefühl des Stolzes auf das, was diese Gruppe erreicht. Wie alle Äußerungen des Instinktes sind auch diese Impulse und Wünsche persönlich in dem Sinne, daß die Gefühle und Handlungen, zu denen sie anregen, in bezug auf andere bestimmt werden durch die Beziehung jener andern zu uns selbst, nicht durch das, was jene andern wesentlich sind. All diese Impulse und Wünsche bringen zusammen eine Vaterlandsliebe hervor, die fester verwurzelt und inniger verbunden ist mit der vitalen Kraft eines Menschen, als es eine nicht im Instinkt verwurzelte Liebe sein könnte. Wenn aber die Vaterlandsliebe nicht durch Vergeistigung verallgemeinert wird, so macht die Ausschließlichkeit instinktiver Liebe sie zu einer Quelle des Hasses gegen andere Länder. Eine Vergeistigung aber wird es uns klar werden lassen, daß andere Länder gleich liebenswert sind, und so wird das lebendig warme Liebesempfinden für unsere Heimat uns bezeugen, daß wir Grund haben, diese Heimat zu lieben, und daß nur unsere eigene Armseligkeit uns daran hindert, alle Länder mit der gleichen Liebe zu umfassen. So kann die instinktive Liebe sich im Bewußtsein erweitern, und ein Gefühl für den Wert der ganzen Menschheit kann erwachsen, das lebendiger und intensiver ist als dort, wo instinktive Liebe weniger stark ist. Der Verstand kann uns nur beweisen, daß wir ohne vernünftigen Grund unser eigenes Land mehr als andere lieben; er kann den Patriotismus schwächen, aber nicht die Liebe zur Menschheit stärken. Dies geschieht nur durch die Vergeistigung, welche die vom Instinkt geborene Liebe erweitert und verallgemeinert. Und wenn dies geschieht, so wird das vernichtet und geläutert, was von den Lebensäußerungen des Instinktes engherzig, ungerecht oder tyrannisch ist.

Die gleiche Erweiterung durch Vergeistigung ist für jede andere instinktive Liebe nötig, wenn sie nicht durch das Denken geschwächt und verschlechtert werden soll. Die Liebe der Ehegatten untereinander kann etwas sehr Schönes sein, und wenn Mann und Frau genügend primitiv sind, ist nichts als Instinkt und guter Wille nötig, um in gewissen Grenzen eine Art von Vollkommenheit zu erreichen. Wenn aber das Denken auf seinem Recht besteht und anfängt, den Instinkt zu kritisieren, so wird die alte Simplizität unmöglich. Die Liebe zweier Gatten ist so, wie der ungezügelte Instinkt sie hinstellt, und wenn sie nicht durch Vergeistigung bereichert worden ist, zu eng und zu persönlich, um den Pfeilen der Satire standzuhalten. Die romantische Anschauung der Ehe, zu der unsere Väter und Mütter sich bekannten, würde nicht eine in Gedanken unternommene Wanderung durch eine Straße von Vorstadtvillen überleben, in denen jedes Paar sich beim ersten Überschreiten der Schwelle dazu Glück gewünscht hat, hier nun in Frieden seiner Liebe leben zu können, ohne von andern gestört zu werden und ohne Berührung mit der kalten Außenwelt. Abgeschlossenheit und Dumpfheit, schöne Namen für Feigheiten und ängstliche Eitelkeiten, die in die vier Wände von tausend auf tausend der kleinen Villen mit einschlossen sind, liefern sich selbst kalt und ohne Gnade dem Verstand aus, der auf Kosten des Geistes dominiert.

In dem Leben eines menschlichen Wesens ist nichts gut außer dem Allerbesten, was seiner Natur erreichbar ist. Wenn sich die Menschen vorwärts entwickeln, so hören Dinge, die ehemals gut waren, auf, gut zu sein, nur darum, weil etwas Besseres möglich ist. So ist es

auch in dem Instinkteben: für Menschen mit starkem Verstand ist vieles, das tatsächlich gut war, als der Verstand noch weniger entwickelt, schlecht geworden, nur durch einen größeren Grad von Wahrheit, mit dem sie die Welt betrachten. Der Instinkt-Liebende glaubt, daß seine Gefühlserregung einzig sei, und daß die Auserwählte seines Herzens Vorzüge habe wie keine andere Frau zu keiner anderen Zeit. Der jedoch, der unpersönlich zu denken gelernt hat, ist sich darüber klar, daß er als Verliebter einer von Millionen ist, und daß nicht mehr als einer von diesen recht haben kann, wenn er seine Liebe für die vollkommenste hält, und daß voraussichtlich nicht gerade er dieser eine sein wird. Er sieht, daß der Zustand des Verliebtseins da, wo der Instinkt von Denken oder Vergeistigung unberührt blieb, ein Zustand von Illusionen ist, der Naturzwecken dient, und durch den ein Mensch zum Sklaven des Lebens und der Gattung gemacht wird, und nicht zum willigen Diener unpersönlicher Zwecke, die er als gut ansieht. Das Denken unterwirft diese Sklaverei: welchen Zweck auch die Natur verfolgen möge, der Verstand will nicht abdanken, noch sein Recht aufgeben, wahr zu denken. „Eher könnte die Welt zugrunde gehen, als daß ich oder ein anders menschliches Wesen eine Lüge glauben sollte.“ Dies ist die Religion des Denkens, in deren sengenden Flammen die Unreinigkeiten der Welt fortgebrannt werden. Es ist eine gute Religion, und ihr Zerstörungswerk muß vollendet werden. Aber es ist nicht alles, was ein Mensch braucht. Neues Wachstum muß auf die Zerstörung folgen, und neues Wachstum kann nur durch Geist erweckt werden.

Sind Patriotismus und die Liebe von Mann und Frau nur instinktiv, so haben beide die gleichen Mängel: ihre Ausschließlichkeit und ihre einschließenden Mauern, ihre Gleichgültigkeit oder Feindseligkeit gegenüber der äußeren Welt. Durch diese Dinge wird das Denken zu ätzender Kritik verleitet und bemächtigt sich der Spott dessen, was der Mensch als seine heiligsten Gefühle zu betrachten pflegte. Satire und Spott sind berechtigt, aber nicht die Vernichtung des Instinktes, die verursacht wird, wenn beide Einfluß behalten. Sie sind gerechtfertigt, nicht als letzte Weisheit, sondern als ein Tor des Schmerzes, durch das die Menschen in ein neues Leben eingehen, wo der Instinkt gereinigt und doch genährt wird durch tiefere Wünsche und Einsichten des Geistes.

Der von Geistigkeit durchdrungene Mensch betrachtet die Liebe zwischen Mann und Frau bei sich und bei anderen ganz anders als derjenige, der ausschließlich vom Verstand beherrscht wird. Er sieht in Momenten der Erkenntnis, daß in allen menschlichen Wesen etwas Liebenswertes ist, etwas Geheimnisvolles, etwas Hilfesuchendes, ein Rufen aus der Nacht, ein tastendes Vorwärtsgen und die Möglichkeit eines Sieges. Er freut sich, daß er durch die Hilfe des liebesuchenden Instinktes den Wert des geliebten Wesens leicht erkennt und empfindet. Der Instinkt bekräftigt nur die Erkenntnis des Geistes. Die geistige Erkenntnis aber bestätigt, was der Instinkt sagt, wenn auch der Verstand Kleinlichkeiten, Begrenzungen und Einschränkungen gewahr werden mag. Ein vergeistigter Mensch ahnt in allen Menschen das, was sein Instinkt ihm in dem Gegenstand seiner Liebe zeigt.

Die elterliche Liebe bedarf derselben Transformation. Die reine Instinktliebe, die nicht durch Denken nachgeprüft, nicht von Geist durchdrungen wird, ist ausschließlich unbarmherzig und ungerecht. Jedes Gute, was anderen Kindern widerfährt, wird von rein instinktiven Eltern als Ungerechtigkeit gegen die eigenen empfunden. Seitdem eine zivilisierte Gesellschaft ein gewisses Minimum von Ehre und konventioneller Moral fordert, setzen diese wohl der stellvertretenden Selbstsucht der Eltern gewisse wichtige praktische Begrenzungen. Aber innerhalb dieser Grenzen wird die Elternliebe, solange sie nur instinktiv bleibt, ausschließlich den Vorteil der eigenen Kinder suchen, ohne Rücksicht auf den

anderer: der Verstand kann den Trieb zur Ungerechtigkeit schwächen und die Instinktliebe verringern, aber er kann nicht die ganze Kraft dieser Liebe bewahren und sie allgemeinen Zielen zuwenden, sie zu einer die ganze Welt umfassenden Liebe erweitern. Nur eine Vergeistigung kann dies bewirken. Sie wird nicht die Instinktliebe zu den eigenen Kindern vermindern, aber sie wird das elterliche Gefühl der Aufopferung auf die ganze Welt übertragen. Und die Elternliebe selbst wird bei denen, die Geistigkeit in sich tragen, die Veranlassung sein, daß sie in ihren Kindern das Gefühl der Gerechtigkeit, Hilfsbereitschaft, Ehrfurcht und den Willen zur Beherrschung der Selbstsucht wecken, Ding, die sie für ein größeres Gut halten als jeden persönlichen Vorteil.

In der vergangenen Zeit hat das geistige Leben unter seiner Verbindung mit der traditionellen Religion gelitten, wie auch durch seine offene Feindschaft gegen den Verstand und dadurch, daß es seinen Schwerpunkt in Entsagung zu suchen schien. Eine Vergeistigung verlangt Bereitschaft zur Entsagung, wenn es die Umstände verlangen, aber ihrem Wesen nach ist sie ebenso positiv und fähig, die individuelle Existenz zu bereichern wie Verstand und Instinkt. Sie umschließt die Freude an der Vision, am Mysterium und an der Tiefe der Welt, an ernster Lebensbetrachtung und vor allem, sie gibt das Glück universeller Liebe. Sie befreit aus den Banden enger persönlicher Leidenschaften und weltlicher Sorgen. Sie gibt Freiheit, Weite und Schönheit dem Denken und Fühlen der Menschen und all ihren Beziehungen untereinander. Sie bringt die Lösung der Zweifel und läßt das Gefühl verstummen, daß alles eitel sei. Sie stellt die Harmonie zwischen Verstand und Instinkt wieder her und führt das losgelöste Individuum zurück an seinen Platz im Leben der Menschheit. Allen, die in das Reich der Gedanken eintraten, kann nur eine Vergeistigung Frieden und Glück zurückgeben.

VII

WAS WIR TUN KÖNNEN

Was können wir für die Welt tun, solange wir leben? Viele Männer und Frauen würden gern der Menschheit dienen, aber sie wissen nicht, wo anfangen, und ihre Kraft scheint so unendlich klein. Verzweiflung erfaßt sie. Die Leidenschaftlichsten werden am meisten bedrückt von dem Gefühl ihrer Machtlosigkeit und gehen durch den Mangel an Hoffnung am ehesten zugrunde.

Solange wir nur an die allernächste Zukunft denken, erscheint das, was wir tun können, sehr gering. Es ist wohl unmöglich für uns, dem Krieg ein Ende zu bereiten. Wir können nicht die

übermäßige Gewalt des Staates oder des Privatbesitzes zerstören. Wir können nicht, - hier und sofort – einen neuen Geist in die Erziehung hereinbringen. In solchen Dingen können wir, auch wenn wir das Übel erkennen, es nicht schnell durch eine der gewöhnlichen politischen Methoden aus der Welt schaffen. Wir müssen erkennen, daß die Welt von einem falschen Geist beherrscht wird, und eine Änderung des Geistes nicht von einem Tag zu andern vor sich gehen kann. Unsere Erwartungen dürfen nicht auf morgen gerichtet sein, sondern auf die Zeit, in der das, das heute von wenigen gedacht wird, der gemeinsame Gedanke vieler sein wird. Wenn wir Mut und Geduld haben, können wir die Gedanken erkennen und die Hoffnungen fühlen, von denen die Menschen früher oder später beseelt sein werden, und Müdigkeit und Entmutigung wird in Energie und Kühnheit umgewandelt sein. Darum ist das erste, was wir zu tun haben, uns klar zu werden über die Art des Lebens, die wir für gut halten, und über die Art der Veränderung die wir in der Welt wünschen.

Die endgültige Macht jener, deren Denken Lebenskraft hat, ist viel größer, als es den Menschen erscheint, die unter der Unvernunft der gegenwärtigen Politik leiden. Einst war religiösen Duldsamkeit die einsame Anschauung weniger kühner Philosophen. Demokratie entstand als Theorie in einer Handvoll Leuten in Cromwells Heer. Durch diese wurde sie nach der Restaurationszeit nach Amerika herübergebracht, wo sie im Unabhängigkeitskrieg Frucht trug. Aus Amerika brachten Lafayette und andere Franzosen, die an der Seite Washingtons gekämpft hatten, den demokratischen Gedanken nach Frankreich, wo er sich mit den Lehren Rousseaus vereinigte und den Geist der Revolution weckte. Der Sozialismus ist, wie wir ihn auch bewerten mögen, eine große und wachsende Macht, welche das wirtschaftliche und politische Leben umbildet. Seine Ursprung verdankt er einer sehr kleinen Zahl einsamer Theoretiker. Die unwiderstehlich gewordene Frauenbewegung, die nicht mehr weit entfernt ist vom völligen Sieg, begann in gleicher Weise mit wenigen unpraktischen Idealisten – Mary Wollstone-Craft, Shelley, John Stuart Mill. Am Ende ist doch die Macht des Gedankens größer als jede andere menschliche Macht. Jene, die die Fähigkeit zum Denken haben, und dazu die Anpassungsfähigkeit ihrer Gedanken an die Bedürfnisse der Menschen, werden voraussichtlich früher oder später das erreichen, was sie anstreben, wenn auch wohl nicht zu ihren Lebzeiten.

Aber die, welche wünschen, die Welt durch Denken zu erobern, müssen sich damit abfinden, sie in der Gegenwart als Stütze zu verlieren. Die meisten Menschen gehen durchs Leben, ohne viel zu fragen, sie nehmen die Überzeugungen und Gewohnheiten an, die sie als üblich vorfinden, in dem Gefühl, daß die Welt ihr Bundesgenosse sein wird, wenn sie sich nicht zu ihr in Gegensatz stellen. Neues Denken über die Welt ist unvereinbar mit dieser bequemen Fügsamkeit. Es verlangt eine gewisse intellektuelle Loslösung, eine gewisse einsame Energie, eine Kraft innerer Beherrschung der Welt und das Vertrauen darauf, daß die Welt immer Neues hervorbringt. Ohne eine Bereitwilligkeit, einsam zu sein, kann neues Denken nicht entstehen. Und es wird nie sein Ziel erreichen, wenn zu der Einsamkeit die äußere Trennung kommt, so daß der Wunsch zur Vereinigung mit andern erlischt, oder wenn das geistige Sichabschließen dazu führt, die andern zu verachten. Weil die hier erforderliche geistige Haltung nicht einfach und schwierig ist, weil es schwer ist, intellektuell losgelöst zu sein und sich doch nicht fernzuhalten, ist ein erfolgreiches Denken über menschliche Dinge nicht gewöhnlich, und sind die meisten Theoretiker entweder konventionell oder unfruchtbar. Das richtige Denken ist selten und schwierig, aber unwirksam ist es nicht. Die Furcht vor Wirkungslosigkeit sollte uns nicht vom Denken abhalten, wenn wir den Wunsch haben, der Welt neue Hoffnung zu schenken.

Wenn wir eine politische Theorie suchen, die in jedem gegebenen Moment brauchbar sein soll, so wollen wir nicht eine Utopie erfinden, sondern wir wollen die beste Bewegungsrichtung entdecken. Die Richtung, die zu einer Zeit gut ist, kann äußerlich sehr verschieden sein von der, die zu anderer Zeit gut ist. Denken ist brauchbar, wenn es die rechte Richtung für die gegenwärtige Zeit angibt. In der Beurteilung der rechten Richtung gibt es jedoch zwei Hauptprinzipien, die immer anwendbar sind.

1. Entwicklung und Lebenskraft von Individuen und Gemeinschaften muß möglichst gefördert werden; 2. Die Entwicklung eines Individuums oder einer Gemeinschaft darf möglichst wenig auf Kosten anderer geschehen.

Der zweite dieser Grundsätze, angewendet auf das Verhältnis eines Individuums zu ändern, ist das Prinzip der **Ehrfurcht** und besagt, daß das Leben eines andern die gleiche Bedeutung hat, mit der wir unser eigenes Leben empfinden. Unpersönlich auf die Politik bezogen ist es das Prinzip der **Freiheit**, oder besser, es schließt das Prinzip der Freiheit als eine Teil in sich ein; die Freiheit selbst ist ein negatives Prinzip. Sie verlangt, daß wir ändern nicht entgegen handeln, gibt aber keine Basis für einen Aufbau. Sie zeigt, daß viele soziale und politische Institutionen schlecht sind und entfernt werden sollten, zeigt aber nicht, was an ihre Stelle gesetzt werden könnte. Deshalb wird ein weiteres Prinzip notwendig, wenn unsere politische Theorie nicht nur zerstörend sein soll.

Die Verbindung unser beiden Prinzipien ist in der Praxis keine einfache Sache. Viel von der lebendigen Energie der Welt wird zur Unterdrückung verwendet. Die Deutschen haben eine außergewöhnliche Lebensenergie, aber sie äußert sich leider in einer Form, die unvereinbar erscheint mit der Lebensbetätigung ihrer Nachbarn. Europa im allgemeinen hat mehr Lebensenergie als Afrika, aber es hat diese Energie dazu benützt, um in Afrika durch den Industrialismus auch noch das Leben zu verringern, das die Neger besaßen. Die Lebenskraft des südwestlichen Europa ist vernichtet worden, um Unternehmungen amerikanischer Millionäre mit billiger Arbeit zu versorgen. Früher war die Vitalität der Männer ein Hindernis für die Entwicklung der Frauen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Frauen bald eine gleiche Behinderung der Männer sein werden. Aus diesen Gründen ist das Prinzip der Ehrfurcht, auch wenn es allein nicht genügt, doch von großer Wichtigkeit und geeignet, auf viele der politischen Veränderungen hinzuweisen, welche die Welt verlangt.

Damit beide Prinzipien zur Geltung kommen können, bedarf es eines Ausgleichs, einer Verknüpfung zu höherer Einheit zwischen dem Leben der Individuen auf der einen, und dem der Gesellschaft und der Welt auf andern Seite, ohne daß dabei die Individualität geopfert werden müßte. Das Leben eines Individuums, das Leben einer Volksgemeinschaft und selbst das Leben der Menschheit sollte nicht eine Anzahl gesonderter Einzelteile, sondern in gewissem Sinne ein Ganzes sein. Ist dies der Fall, so wird die Entwicklung des Individuums gefördert und verträgt sich trotzdem mit der Entwicklung anderer. Auf diese Weise sind die beiden Prinzipien harmonisch verbunden.

Das, was ein individuelles Leben ausmacht, ist ein zusammenhängender schöpferischer Zweck oder eine unbewußte Richtung. Instinkt allein wird nicht genügen, um dem Leben eines zivilisierten Menschen Einheit zu geben: es muß ein herrschendes Ziel haben, einen Ehrgeiz, einen Drang nach wissenschaftlicher oder künstlerischer Schöpfung, ein religiöses Prinzip oder starke und dauernde Neigungen. Einheit des Lebens ist schwer zu erlangen für Menschen, die eine gewisse Art Niederlage erlitten haben, durch die das, was der

herrschende Impuls geworden wäre, unterdrückt und vernichtet wurde. Die meisten Berufe bringen gleich im ersten Anfang eine derartige Niederlage. Wird ein Mann Journalist, so schreibt er wahrscheinlich für eine Zeitung, deren Politik ihm mißfällt; das tötet seinen Arbeitsstolz und sein Gefühl für Unabhängigkeit. Für die meisten Mediziner ist es schwer, vorwärts zu kommen ohne Humbug, durch den jedes wissenschaftliche Gewissen, das sie etwa hatten, zerstört wird. Politiker sind genötigt, nicht nur Parteiprogramme hinunter zu schlucken, sie müssen sich auch den Anschein geben, Heilige zu sein, um ihre religiösen Anhänger zu befriedigen. Kaum einer kann ohne Heuchelei ins Parlament gelangen. In keinem Beruf finden wir irgendeine Achtung vor dem angeborenen Stolz, ohne den niemand eine geschlossene Persönlichkeit bleiben kann. Erbarmungslos wird er von der Welt vernichtet, weil er Unabhängigkeit in sich schließt, und die Menschen lieber andere versklaven, als daß sie selbst frei sein wollen. Innere Freiheit ist unendlich kostbar, und eine Gesellschaft, die sie bewahren will, muß aufs äußerste gewünscht werden.

Das Element der Entwicklung in einem Menschen wird auch notwendigerweise vernichtet, wenn er daran gehindert wird, eine bestimmte Sache zu tun, aber es wird oft vernichtet, wenn er dazu veranlaßt wird, etwas anderes zu tun. Die Dinge, welche die Entwicklung verhindern, sind solche, die ein Gefühl von Unvermögen hervorbringen in den Richtungen, in den der Lebenstrieb sich auswirken möchte. Die schlimmsten Dinge sind solche, denen der Wille beipflichtet. Oft steht, vor allem aus Mangel an Selbsterkenntnis, der Wille eines Menschen auf einem tieferen Niveau als sein Impuls. Sein Impuls ist auf eine besondere schöpferische Tätigkeit ausgerichtet, sein Wille auf eine konventionelle Laufbahn mit genügendem Einkommen und der Achtung seiner Zeitgenossen. Das stereotype Beispiel ist der Künstler, der wertlose Werke schafft, um dem Publikum zu gefallen. Indessen etwas von der entschiedenen Richtung eines Künstlers haben viele Menschen, die nicht Künstler sind. Weil der Impuls tief und stumm ist, weil das, was man natürlichen Verstand nennt, oft gegen ihn ist, wie ein junger Mensch ihm nur folgen kann, wenn er willens ist, seine eignen dunklen Gefühle der Weisheit und den klugen Grundsätzen von Eltern und Geschwistern entgegen zu stellen, so geschieht es in neunundneunzig von hundert Fällen, daß der schöpferische Impuls, aus dem ein freies und kräftiges Leben hätte entstehen können, im ersten Anfang schon gehemmt und vereitelt wurde. Der junge Mensch willigt ein, das Werkzeug zu werden, und nicht ein unabhängiger Arbeiter, ein bloßes Mittel zur Befriedigung anderer, und nicht der Schöpfer dessen, was seine eigene Natur als gut empfindet. In dem Augenblick, in dem er diesen Akt der Zustimmung begeht, stirbt etwas in ihm. Er kann nie mehr ein ganzer Mann werden, nie mehr die unbeschädigte Selbstachtung besitzen, den aufrechten Stolz, der seine Seele beglückt hätte, trotz allen äußeren Unruhen und Schwierigkeiten, - es sei denn, daß er umkehrte und einen durchgreifenden Wechsel in seiner Art zu leben vollziehe.

Äußere gewaltsame Eingriffe, denen der Wille nicht beipflichtet, sind weit weniger schädlich als die feineren Beweggründe, die den Willen verführen. Eine ernste Liebesenttäuschung kann tiefsten Schmerz verursachen, aber für einen lebenskräftigen Menschen wird sie nicht die gleiche innere Schädigung bedeuten, als es eine Geldheirat getan hätte. Das Erreichen dieses oder jenen Wunsches ist nicht das Wesentliche. Wesentlich ist nur die Richtung, die Art der Wirksamkeit, die man anstrebt. Wenn der Wille im Widerspruch zum fundamentalen Impuls steht, so gibt er ihm ein Gefühl von Hilflosigkeit. Der Impuls hat dann nicht mehr genügend Hoffnung, um als Motiv machtvoll zu sein. Äußerlicher Zwang verursacht nur dann die gleiche Schädigung, wenn durch ihn das gleiche Gefühl der Kraftlosigkeit verursacht wird, und das wird nicht der Fall sein, wenn der Impuls stark und mutig ist. Irgendein Durchkreuzen besonderer Wünsche ist unvermeidlich, selbst in der denkbar besten

Gesellschaft, weil die Wünsche einiger Menschen, wenn ungehemmt, zu Unterdrückung und Zerstörung anderer führen. In einer idealen Gesellschaft hätte man Napoleon nicht den Beruf seiner Wahl erlaubt, aber er hätte vielleicht sein Glück als Vorkämpfer im westlichen Amerika gefunden. Als Stadtschreiber hätte er es nicht finden können, und keine tolerante Gesellschaftsorganisation hätte ihn dazu gezwungen, Stadtschreiber zu werden.

Die Integrität eines individuellen Lebens verlangt, daß es jedweden schöpferischen Impuls, den ein Mensch besitzen mag, verwirklicht, und daß die Erziehung es verstanden habe, diesen Impuls heraus zu locken und zu stärken. Die Integrität einer Gemeinschaft verlangt, daß die verschiedenen schöpferischen Impulse verschiedener Männer und Frauen zusammenarbeiten für irgendein Gemeinschaftsleben, für irgendeinen Gemeinschaftszweck, der nicht notwendig bewußt zu sein braucht, aber in dem alle Glieder der Gemeinschaft eine Hilfe zu ihrer individuellen Vollendung finden. Die meisten dieser Betätigungen, die aus lebendigen Impulsen entspringen, bestehen aus zwei Teilen: einem Drang zu schaffen, durch den das eigne Leben gefördert wird, und gleichzeitig das der andern, soweit sie unter denselben Impulsen und Umständen stehen, und einem Drang zu besitzen, durch den das Leben anderer, die unter anderen Impulsen und Umständen stehen, gehindert wird. Deshalb kann vieles, das in sich selbst höchst lebendig ist, doch dem Leben entgegenwirken, wie es z. B. die Puritaner des 17. Jahrhunderts in England taten, und wie es in heutigen Tagen der Nationalismus in ganz Europa tut. Vitale Kraft führt leicht zu Kampf und Unterdrückung und wo wieder zum Verlust lebendiger Energie. Ein ausbrechender Krieg faßt das Leben einer Nation zusammen und steigert es, aber das Leben der Welt spaltet er und drückt es herab, und wenn er so schwer ist wie der gegenwärtige, schädigt er schließlich auch das Leben der Nationen.

Der Krieg hat es erwiesen, daß es unmöglich ist, eine sichere Erhöhung des Lebens eines einzelnen Volkes hervorzubringen, wenn die Beziehungen zwischen den zivilisierten Ländern von Angriffslust und Mißtrauen beherrscht werden. Aus diesem Grunde wird jede wirklich machtvolle Reformbewegung international sein müssen. Eine nur nationale Bewegung wird mit Sicherheit durch die Furcht vor äußerer Gefahr mißlingen. Die, welche eine bessere Welt wünschen oder selbst nur eine radikale Verbesserung im eigenen Lande, werden zusammenarbeiten müssen mit jenen, die gleiche Wünsche in ihren eigenen Ländern haben, und sie werden viel von ihrer Energie der Überwindung blinden Hasses opfern müssen, der durch den Krieg verstärkt wurde. Nicht in teilweise Vervollkommnungen, wie sie der Patriotismus nur hervorzubringen vermag, kann eine letzte Hoffnung gefunden werden. Das Problem ist, in nationalen und internationalen Fragen, wie im individuellen Leben, das Schöpferische in den lebendigen Impulsen zu bewahren und gleichzeitig den Teil, der jetzt zerstört ist, in andere Kanäle zu leiten.

Die Impulse und Wünsche der Menschen können eingeteilt werden in „kreative“ und „possessive“. Einige unserer Betätigungen sind darauf gerichtet, etwas zu schaffen, was sonst nicht existieren würde. Andre sind darauf gerichtet, etwas zu erwerben oder zu bewahren, was schon existiert. Der typisch kreative Impuls ist der des Künstlers, der typisch possessive Impuls ist die Sucht nach Besitz. Das beste Leben ist das, in dem schöpferische Impulse die größte Rolle spielen und auf Besitz gerichtete die kleinste. Die besten Institutionen sind diejenigen, die dem schöpferischen Impuls den größtmöglichen Anstoß geben und den Trieb nach Besitz so weit einschränken, als es mit Selbsterhaltung verträglich ist. Die Sucht nach Besitz kann sich defensiv oder aggressiv äußern. Im Strafrecht äußert sie sich defensiv, im Verbrechen aggressiv. Man kann vielleicht zugeben, daß das Strafrecht

weniger abscheulich ist als das Verbrechen, und defensive Besitzsucht unvermeidlich ist, solange aggressive Besitzsucht besteht. Indessen auch die reinsten defensiven Formen der Besitzsucht sind nicht schlechthin anzuerkennen, denn sobald sie stark sind, werden sie den schöpferischen Impulsen feindlich. „Ihr sollt nicht sorgen und morgen sagen: Was werden wir essen?, Was werden wir trinken?, Womit werden wir uns kleiden?“. Wer je einen starken schöpferischen Impuls gekannt hat, hat auch den Wert dieses Gebotes kennengelernt in seinem genauen und buchstäblichen Sinn. Die Inanspruchnahme des Menschen durch Besitz ist es, die ihn mehr als alles andre daran hindert, frei und edel zu leben. Staat und Eigentum sind die großen Verkörperungen des Besitztriebes, deshalb sind sie lebensfeindlich und führen zum Krieg. Besitzen bedeutet, irgend etwas Gutes für sich zu nehmen und es bewahren, so daß ein anderer sich nicht daran freuen kann. Schaffen bedeutet, irgend etwas Gutes in die Welt zu setzen, an dem sich sonst niemand erfreuen könnte. Weil die materiellen Güter der Welt unter der Bevölkerung geteilt werden müssen, und weil einige Menschen von Natur aus Räuber sind, muß der Besitz geschützt werden, was eine gute Gemeinschaft durch irgendein Prinzip unpersönlicher Gerechtigkeit regeln wird. Aber alles dies ist nur die Vorbedingung für ein wertvolles Leben und für jene guten politischen Institutionen, in den das Schaffen über den Besitz gestellt und verteilende Gerechtigkeit eine uninteressante Selbstverständlichkeit sein wird.

Sowohl im politischen als im privaten Leben sollte es der ***erste Grundsatz sein, alles, was schöpferisch ist, zu fördern und somit die Wünsche und Impulse, die sich auf Besitz konzentrieren zu verringern.*** Der augenblickliche Staat ist in sehr ausgeprägter Weise eine Verkörperung der auf Besitz gerichteten Impulse. Innerhalb solcher Grenzen schützt er die Reichen gegen die Armen, nach außen verwendet er seine Macht zur Ausbeutung niederer Rassen und zum Wettbewerb mit anderen Staaten. Unser gesamtes Wirtschaftssystem befaßt sich ausschließlich mit Besitz. Jedoch die Produktion von Waren ist eine Art Schaffen, und abgesehen von dem unabänderlich mechanischen und eintönigen Teil könnte sie den schöpferischen Impulsen als Gelegenheit zur Betätigung dienen. Sehr viel könnte in dieser Richtung erreicht werden, wenn aus den Produzenten einer bestimmten Art von Ware eine autonome Demokratie gebildet würde, die der Staatskontrolle hinsichtlich des Preises ihrer Ware unterstellt wäre, nicht aber hinsichtlich der Art und Weise ihrer Produktion.

Erziehung, Ehe und Religion sind wesentlich schöpferisch, doch alle drei sind durch das Eindringen auf Besitz gerichteter Motive verdorben worden. Erziehung wird gewöhnlich mehr als ein Mittel angesehen, den Status quo durch Einprägen von Vorurteilen zu verlängern, statt freies Denken zu schaffen und eine vornehme Anschauung durch das Beispiel großzügigen Fühlens und den Ansporn zu geistigem Wagnis. In der Ehe wird die schöpferische Liebe durch besitzsüchtige Eifersucht in Ketten geschlagen. Religion, welche die schöpferische Vision des Geistes befreien sollte, ist gewöhnlich mehr darauf bedacht, das Instinktleben zu unterdrücken und die umstürzlerische Tendenz des Gedankens zu bekämpfen. Hier überall ist die Furcht, die aus der Sorge um den Besitz erwächst, an die Stelle der Hoffnung getreten, die schöpferischen Kraft entstammt. Das Verlangen, andre auszurauben wird in der Theorie als schlecht erkannt, aber die Furcht, beraubt zu werden, ist wenig besser. Jedoch diese beiden Motive beherrschen neun Zehntel des politischen und privaten Lebens.

Die schöpferischen Impulse in den verschiedenen Menschen sind wesentlich harmonisch, weil das, was ein Mensch schafft, nicht ein Hindernis sein kann für das, was ein anderer zu schaffen wünscht. Der auf Besitz gerichtete Impuls ist es, der den Konflikt in sich schließt.

Obgleich moralisch und politisch die kreativen und possessiven Impulse Gegensätze sind, so gehen sie doch psychologisch leicht einer in den andern über, je nach zufälligen Umständen und Gelegenheiten. Die Entstehung der Impulse und die Ursachen ihrer Veränderung sollten studiert werden. Erziehung soziale Institutionen sollten so beschaffen sein, daß sie die Impulse stärken, die in verschiedenen Menschen miteinander harmonieren, und jene schwächen, die Konflikte hervorbringen. Ich zweifle nicht daran, daß unendlich viel auf diese Weise erreicht werden könnte.

Mehr aus dem Impuls als aus dem Willen können das individuelle Leben und das Gemeinschaftsleben die Stärke und die Einheit einer einzigen Richtung herleiten. Es gibt zweierlei Arten von Willen, ein ist nach außen gerichtet, die andre nach innen. Die erste Art, die nach außen gerichtete, wird durch äußere Umstände, entweder durch den Widerstand anderer oder durch die technischen Schwierigkeiten eines Unternehmens in Tätigkeit gesetzt. Diese Art des Willens ist ein Ausdruck von starkem Impuls oder Wunsch, wenn augenblicklicher Erfolg unmöglich ist. Es besitzen ihn alle, deren Leben kraftvoll ist, und sie verlieren ihn nur bei geschwächter Lebenskraft. Er ist notwendig für das Gelingen jedes schwierigen Unternehmens, und ohne ihn wird selten etwas Großes erreicht. Aber der nach innen gerichtete Willen ist nur dann notwendig, wenn ein innerer Konflikt von Impulsen und Wünschen besteht: eine vollkommen harmonische Natur hätte keine Verwendung für den inneren Willen. Solch vollkommene Harmonie ist natürlich ein kaum zu verwirklichendes Ideal: in allen Menschen entstehen Impulse, die unvereinbar sind mit ihrem zentralen Ziel, und die unterdrückt werden müssen, wenn ihr Leben als Ganzes nicht ein Mißlingen sein soll. Dieses wird jedoch denen am wenigsten geschehen, welche die stärksten zentralen Impulse haben, und weniger oft in einer Gesellschaft, die Freiheit anstrebt, als in einer wie der unsern, welche voll ist von künstlichen Unvereinbarkeiten, die durch veraltete Institutionen und eine tyrannische öffentliche Meinung geschaffen werden. Die Kraft, den inneren Willen geltend zu machen, wenn sich die Gelegenheit bietet, ist immer für solche nötig, die wollen, daß ihr Leben einen zentralen Zweck verkörpere, aber bessere Institutionen würden die Gelegenheiten für eine solche Notwendigkeit geringer und weniger bedeutungsvoll machen. Dieses Resultat muß man sehr wünschen, denn wenn der Wille Impulse hemmt, die nur zufälligerweise schädlich sind, so verbraucht er eine Kraft, die zur Überwindung äußerer Hindernisse hätte verwendet werden können, und sind die unterdrückten Impulse stark und ernsthaft, so wird tatsächlich die zur Verfügung stehende Lebenskraft verringert. Ein Leben voller Hemmungen wird wahrscheinlich nicht sehr kraftvoll bleiben, sondern wird verdrossen und reizlos werden. Der Impuls stirbt nicht nur zu leicht, wenn er dauernd gehemmt wird, und wenn er nicht stirbt, arbeitet er gern unterirdisch und kommt dann in viel schlimmerer Form hervor, als in der er zurückgehalten wurde. Deshalb sollte man die Notwendigkeit, den inneren Willen zu gebrauchen, möglichst vermeiden, und die Festigkeit des Handelns sollte mehr der Festigkeit des Impulses entspringen als der Beherrschung des Impulses durch den Willen.

Die Einheit des Lebens sollte nicht die Unterdrückung gelegentlicher Wünsche nach Vergnügen und Spiel verlangen. Im Gegenteil, alles sollte getan werden, um den Hauptlebenszweck mit jeder Art von Vergnügen zu verbinden, das seiner Natur nach nicht schädlich ist. Solche Dinge, wie gewohnheitsmäßige Trunkenheit, der Gebrauch von Chemikalien, grausamer Sport oder Freude am Zufügen von Schmerz, sind an sich schädlich, aber die meisten der Vergnügungen, an denen sich die zivilisierten Menschen natürlicherweise erfreuen, sind entweder überhaupt nicht schädlich, oder sie sind es nur zufällig durch eine Wirkung, die in besserer Gesellschaftsordnung vermieden werden könnte.

Was nützt, ist nicht Asketentum oder grauer Puritarismus, sondern die Fähigkeit zu starken, auf ein großes schöpferisches Ziel gerichteten Impulsen und Wünschen. Wenn solche Impulse und Wünsche kräftig sind, führen sie von selbst alles Notwendige herbei, wodurch ein Leben wertvoll gemacht wird.

Aber obgleich Vergnügen und Abenteuer ihren Anteil am Leben haben sollten, ist es doch unmöglich, ein wertvolles Leben zu schaffen, wenn sie das Meistgewünschte sind. Subjektivismus, die Gewohnheit, Denken und Wünschen mehr unserm eignen Gemütszustand als etwas Objektivem zuzuwenden, macht unvermeidlich das Leben fragmentarisch und unfortschrittlich. Der Mensch, für den Vergnügen das Ziel des Lebens bedeutet, verliert allmählich das Interesse an den Dingen, aus denen er gewohnt ist, Vergnügen zu empfangen, weil er diese Dinge nicht um ihrer selbst willen bewertet, sondern nur um der Gefühle willen, die sie in ihm erwecken. Wenn sie ihn nicht mehr amüsieren, treibt ihn die Langeweile dazu, andre Anregungen zu suchen, die am Ende auch wieder versagen. Vergnügen besteht in einer Serie von Augenblicken ohne wesentlichen Zusammenhang. Ein Ziel, das einem Leben Einheit gibt, verlangt eine beharrliche Tätigkeit und ähnelt mehr dem Bauen eines Monumentes als dem einer kindlichen Sandburg.

Der Subjektivismus hat noch andre Formen außer dem bloßen Streben nach Vergnügen. Viele Menschen sind, wenn sie lieben, mehr interessiert für ihre eigne Erregung als für den Gegenstand ihrer Liebe. Solche Liebe führt nicht zu einer wesentlichen Vereinigung und läßt die fundamentale Einsamkeit unvermindert. Sobald die Erregung weniger lebhaft wird, hat die Erfahrung ihren Zweck erreicht, und es scheint kein Grund vorhanden, sie zu verlängern. In anderer Weise wurde das gleiche Übel des Subjektivismus durch die protestantische Religion und Moral genährt, denn sie richtete die Aufmerksamkeit mehr auf die Sünde und den Seelenzustand als auf die äußere Welt und unsere Beziehungen zu ihr. Keine dieser Formen des Subjektivismus kann es verhindern, daß eines Menschen Leben fragmentar und isoliert bleibt. Nur ein Leben, das aus vorherrschenden, auf objektive Ziele gerichteten Impulsen entspringt, kann ein befriedigendes Ganze und innig mit dem Leben anderer vereint sein.

Das Streben nach Tugend und das nach Vergnügungen leidet gleicherweise unter Subjektivismus. Epikuräertum und Stoizismus sind mit dem gleichen Makel behaftet. Marc Aurel, der gute Gesetze aufstellte, weil er tugendhaft sein wollte, ist keine anziehende Persönlichkeit. Subjektivismus ist die natürliche Äußerung eines Lebens, in dem mehr Denken ist als Tun: werden äußere Dinge nur erinnert und gewünscht und nicht tatsächlich erfahren, so werden sie scheinbar zu bloßen Ideen. Was sie selbst sind, wird weniger interessant für uns als die Wirkungen, die sie in unserem Gemüt hervorbringen. Ein solches Resultat wird meist durch vermehrte Zivilisation hervorgebracht, denn vermehrte Zivilisation verringert dauernd die Notwendigkeit zu lebendiger Tat und vermehrt die Gelegenheiten zum Denken. Jedoch das Denken wird nicht dieses schlechte Resultat zeitigen, wenn es ein aktives Denken ist, das auf das Erreichen eines Zieles gerichtet ist. Nur passives Denken führt zu Subjektivismus. Es ist notwendig, das Denken in inniger Verbindung mit Impulsen und Wünschen zu halten, uns so aus ihm stets eine Tätigkeit mit objektivem Zweck zu machen. Sonst werden Denken und Impuls Feinde, zu großem Nachteil für beide.

Um das Leben der Durchschnittsmenschen weniger fragmentar und abgesondert zu machen und um mehr Gelegenheit zu geben, schöpferische Impulse durchzusetzen, ist es nicht genug, das Ziel zu kennen, das wir erreichen wollen, noch die Vorzüglichkeit dessen zu

preisen, was wir zu erlangen wünschen. Es ist notwendig, die Wirkung der Institutionen und Überzeugungen auf das Leben des Impulses zu verstehen und Wege zu entdecken, um diese Wirkung durch eine Veränderung der Institutionen zu verbessern. Und wenn diese intellektuelle Arbeit getan ist, wird unser Denken immer noch unfruchtbar bleiben, wenn wir es nicht in Beziehung zu einer kraftvollen politischen Macht bringen können. Die einzige kraftvolle politische Macht, von der man Hilfe erwarten kann, um die notwendig erscheinenden Veränderungen hervorzubringen, ist die Arbeiterbewegung. Die verlangten Veränderungen sind in weiterem Maße solche, wie sie die Arbeiterschaft sicherlich begrüßen wird, besonders während der schweren Zeit nach dem Kriege. Wenn der Krieg vorüber ist, wird die unzufriedene Arbeiterschaft sicher in ganz Europa ein Übergewicht haben und wird eine politische Macht bilden, durch die eine große und kühne Umgestaltung geschaffen werden kann.

Die zivilisierte Welt braucht eine fundamentale Änderung, wenn sie vom Verfall errettet werden soll, ein Änderung sowohl ihrer wirtschaftlichen Struktur als ihrer Lebensphilosophie. Jene von uns, welche die Notwendigkeit dieser Änderung fühlen, brauchen nicht in dumpfer Verzweiflung dazusitzen. Wenn wir den Willen dazu haben, können wir die Zukunft tiefgehend beeinflussen. Wir können die Art der notwendigen Veränderung entdecken und verkünden. Sie wird das, was positiv ist, in den lebenskräftigen Überzeugungen unserer Zeit beibehalten und durch eine Ausstoßung dessen, was negativ und unwesentlich ist, eine Synthese hervorbringen, zu der alles, was nicht rein reaktionär ist, seine Zustimmung geben kann. Sobald man klar sieht, welche **Art** von Änderung notwendig ist, wird es möglich sein, sie mehr im einzelnen auszuarbeiten. Aber solange der Krieg nicht zu Ende ist, nützen die Einzelheiten wenig, denn wir wissen nicht, was für eine Art von Welt der Krieg hinterlassen wird. Das einzige, was zweifellos erscheint, ist, daß **viel neues Denken in der neuen durch den Krieg geschaffenen Welt verlangt werden wird**. Traditionelle Anschauung wird wenig helfen. Es ist klar, daß die wichtigsten Handlungen der Menschen nicht durch die Art der Motive bestimmt werden, wie die traditionelle politische Philosophie sie anpreist. Die Impulse, durch die der Krieg hervorgerufen und unterhalten wurde, kommen aus tieferer Region als die meisten politischen Argumente. Und die Opposition gegen den Krieg von Seiten der wenigen, die gegen ihn opponiert haben, stammt aus derselben tiefen Region. Eine politische Theorie, die in schwierigen Zeiten standhalten soll, muß die Impulse berücksichtigen, die unter dem bewußten Denken liegen. Sie muß sich auf sie berufen und muß ausfindig machen, wie ihre Fruchtbarkeit vergrößert, ihre zerstörende Wirkung verringert werden kann.

Wirtschaftssysteme haben großen Einfluß auf eine Förderung oder Zerstörung des Lebens. Von Sklaverei abgesehen, ist das gegenwärtige Industrial-System das lebenszerstörendste, das jemals bestanden hat. Maschinen-Arbeit und Massen-Produktion sind nicht auszurotten und müssen in jedem guten System beibehalten werden, das an die Stelle des jetzigen gesetzt werden soll. Industrielle föderative Demokratie ist wahrscheinlich die beste Richtung, die eine Reform einschlagen muß.

Auch Lebensanschauungen haben, wenn sie weitgehend geglaubt werden, großen Einfluß auf die Lebenskraft eines Volkes. Die heute am meisten verbreitete Lebensanschauung ist die, daß das Glück eines Menschen in erster Linie durch sein Einkommen bedingt ist. Abgesehen von andern Mängeln ist diese Anschauung deshalb schädlich, weil sie die Menschen dahin führt, ein Resultat mehr zu erstreben als eine Tätigkeit, einen Genuß materieller Güter, in dem sich die Menschen alle gleich sind, mehr, als den schöpferischen

Impuls, der die Individualität eines jeden Menschen verkörpert. Verfeinerte philosophische Anschauungen, wie die höheren Schulen sie lehren, heften die Aufmerksamkeit lieber auf die Vergangenheit als auf die Zukunft und mehr auf korrektes Betragen als auf wirksame Tätigkeit. Aus solchen philosophischen Anschauungen können die Menschen nicht die Kraft nehmen, um die Last von Tradition und von stetig vermehrtem Wissen mit Leichtigkeit zu tragen.

Die Welt braucht eine Philosophie oder eine Religion, die lebensfördernd ist. Um aber lebensfördernd zu sein, muß man etwas anderes schätzen als das bloße Leben. Leben, das nichts Höheres kennt als Leben, ist tierisch, ohne wahren menschlichen Wert, und kann den Menschen nicht dauernd vor Überdruß bewahren und vor dem Gefühl, daß alles eitel sei. Soll das menschliche Leben vollen Wert haben, muß es einem Zweck dienen, der in gewissem Sinn außerhalb des menschlichen Lebens steht, einem Zweck, der unpersönlich und übermenschlich ist, so wie Gott oder Wahrheit oder Schönheit. Diejenigen, die am meisten das Leben fördern, betrachten das Leben nicht als Selbstzweck. Sie trachten mehr nach etwas Ewigem, das sich stufenweise zu verkörpern erscheint, fern vom Kampf und Mißgeschick und dem verschlingenden Rachen der Zeit. Kontakt mit dieser ewigen Welt – und sei es nur eine Welt unsrer Einbildung – bringt eine Stärke und einen fundamentalen Frieden hervor, der nicht durch Nöte und scheinbares Mißgeschick unsres zeitlichen Lebens zerstört werden kann. Diese beglückende Versenkung in Ewiges ist es, die Spinoza die intellektuelle Liebe zu Gott nennt. Denen, die sie einmal kennen gelernt, ist sie der Schlüssel zur Weisheit.

Was wir praktisch zu tun haben, ist für jeden von uns verschieden, gemäß unsern Fähigkeiten und Gelegenheiten. Aber wenn Geist in uns lebt, werden wir wissen, was wir zu tun und was wir zu lassen haben.

Durch Berührung mit dem Ewigen und dadurch, daß wir unser Leben dafür opfern, etwas Göttliches in diese beunruhigte Welt zu bringen, können wir unser Leben zu einem schöpferischen machen, selbst jetzt inmitten von Grausamkeit, Kampf und Haß, die uns überall umgeben. Das individuelle Leben schöpferisch zu gestalten ist viel schwerer in einer auf Besitz begründeten Gesellschaft als in einer solchen, wie sie von menschlichen Mühen in Zukunft erbaut werden mag. Diejenigen, die die Aufgabe haben, die Welt zu erneuern, müssen der Einsamkeit, dem Widerstand, der Armut und der Böswilligkeit ins Gesicht sehen. Sie müssen fähig sein, in Wahrheit und Liebe zu leben, mit einer vernunftvollen, unbesiegbaren Hoffnung. Sie müssen ehrlich sein und weise, furchtlos und geleitet von unverrückbarem Zweck. Eine Gruppe solch begeisterter Männer und Frauen wird siegen – zuerst über die Schwierigkeiten und Wirrnisse des individuellen Lebens, - dann mit der Zeit – vielleicht erst in langer Zeit – über die Außenwelt. Weisheit und Hoffnung ist das, was die Welt braucht, und wenn sie auch gegen beides ankämpft, zum Schluß zollt sie ihnen doch Ehrfurcht. Als die Goten Rom plünderten, schrieb der heilige Augustin den „Gottesstaat“ und setzte eine geistige Hoffnung an Stelle der materiellen Wirklichkeit, die zerstört worden war. Durch die Jahrhunderte, die folgten, lebte die Hoffnung Augustins weiter und verbreitete Leben, während Rom zu einem elenden Dorf herabsank. Auch wir müssen eine neue Hoffnung schaffen und durch unser Denken eine Welt aufbauen, besser als die, welche sich jetzt ins Verderben stürzt. Weil die Zeiten schlimm sind, wird mehr von uns verlangt als in normalen Zeiten. Nur höchste Glut des Denkens und des Geistes kann zukünftige Geschlechter vor dem Tode retten, der über die Generation gekommen ist, die wir kannten und liebten.

Als Lehrer hatte ich das Glück, mit jungen Männern aus den verschiedensten Nationen in Berührung zu kommen – jungen Leuten, in denen Hoffnung lebendig war, in denen schöpferische Kraft lebte, und die in der Welt wenigstens einen Teil der erträumten Schönheit, von der sie lebten, verwirklicht hätten. Sie sind in den Krieg herein gerissen worden, einige auf diese Seite, andre auf jene. Einige kämpfen noch, einige sind fürs Leben verstümmelt, einige sind tot. Von den Überlebenden ist zu fürchten, daß viele die geistige Spannkraft verloren haben, daß ihre Hoffnung erstorben sein wird, ihre Lebenskraft verbraucht, und daß die kommenden Jahre für sie nur eine mühselige Reise zum Grabe sein werden. Und für diese ganze Tragödie scheinen kaum einige von denen, die lehren, ein Gefühl zu haben: mit erbarmungsloser Logik beweisen sie, daß es unvermeidlich war, diese jungen Menschen für irgendein kaltes, abstraktes Ziel zu opfern. Selbst ungestört, fallen sie nach einer momentanen Gefühlsaufwallung schnell in ihre Bequemlichkeit zurück. In solchen Leuten ist der Geist erstorben. Wäre er lebendig, so würde er ausgehen, dem Geist der Jugend zu begegnen, mit einer Liebe, so schmerzlich wie die Liebe von Vater und Mutter. Er würde die Schranken des Ichs überwinden – ihre Tragödie wäre die eigne. Es würde aus ihnen heraus schreien: Nein, das ist nicht recht, das ist nicht gut, das ist keine heilige Sache, in der die Blüte der Jugend zerstört und ausgelöscht wird. Wir sind es, die alten, die wir gesündigt haben. Wir schickten diese jungen Leute auf das Schlachtfeld um unserer bösen Leidenschaften willen, weil wir es nicht vermochten, aus der Wärme des Herzens und geistiger Anschauung heraus ein edelmütiges Leben zu führen. Laßt uns aus diesem Tode herauskommen, denn wir sind es, die tot sind, nicht die jungen Leute, die durch unsre Furcht vor dem Leben sterben. Noch ihre Geister haben mehr Leben als wir. Sie überliefern uns der Schande und Verachtung für alle kommenden Zeiten. Aus ihrem Geist muß Leben entstehen, und wir sind es, die wir vom belebt werden müssen.